n. 137.c
J. XXXI. 32
St. o $\frac{4}{3}$
Geogr. o

Jakob Jonas Björnſtåhls

Briefe

auf ſeinen
ausländiſchen Reiſen
an
den königlichen Bibliothekar
C. C. Gjörwell
in Stockholm.

Aus dem Schwediſchen überſetzt
von
Juſt Ernſt Groskurd
und
Chriſtian Heinrich Groskurd,

L. SCHÖNLEIN

Dritter Band,

welcher Briefe aus Savoyen, der Schweiz, Deutſchland, Holland und England enthält.

Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio.

Roſtock und Leipzig,
bey Johann Chriſtian Koppe. 1781.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Jacob Jonas Björnſtåhl
Profeſſors der morgenländiſchen Sprachen
zu Lund

Briefe

auf ſeinen
ausländiſchen Reiſen
an
den Königlichen Bibliothekar
C. C. Gjörwell
in Stockholm.

Aus dem Schwediſchen überſetzt
von
Juſt Ernſt Groskurd.

Des dritten Bandes
Erſtes Heft
welches Briefe aus Savoyen und der Schweiz
enthält.

Mit Churfürſtl. Sächſiſchem Privilegio.

Leipzig und Roſtock,
bey Johann Chriſtian Koppe. 1779.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Man hat dieſe Vertheilung der björnſtählſchen Briefe in kleinere Lieferungen gewählt, um ſo viel öfterer im Stande zu ſeyn, die Erwartung des deutſchen Publikums wenigſtens mit Etwas Neuem zu befriedigen. Gegenwärtige Abtheilung enthält alles,

was ſeit der Ausgabe des zweyten Bandes von der europäiſchen Reiſe des Herrn Björnſtåhls im Schwediſchen gedruckt iſt. Der Ueberſetzer wird auch künftig mit eben der Genauigkeit der ſchwediſchen Ausgabe, die bogenweiſe herauskomt, auf dem Fuſſe folgen. Die vorzügliche Begierde, womit das deutſche Publikum die beyden erſten Bände geleſen, und die ſchon in ſo kurzer Zeit eine zweyte Auflage derſelben erforderlich gemacht hat, iſt ihm eine ſehr ſchmeichelhafte Aufmunterung, unausgeſetzt fortzufahren. Er bedarf keiner ſtärkern Ueberzeugung, eine gemeinnützige und mit Beyfall aufgenommene Arbeit unternommen zu haben.

Stockholm, den 12ten Jun., 1779.

Inhalt
der Briefe des erſten Hefts des dritten Bandes.

---

1. Brief. Chambery, den 2ten Sept. 1773. Nachrichten von Sardinien. Unwiſſenheit, Barbarey und ſchmutzige Sitten der Einwohner. Von Cagliari. Alterthümer auf Sardinien. Volkmenge in Italien. Ueber den Charakter der Italiener, beſonders von ihrer Rachſucht. Recht der heiligen Freyſtätten. Berg Cenis. Von Hannibals Zuge über die Alpen. Verſchiedene Mundarten im Italieniſchen. Fernere Merkwürdigkeiten des Berges Cenis. Bemerkungen über die italieniſche Sprache. Vom

Grafen Pento. Von einer Charte über die Alpen zur Zeit der Römer.

2. Brief. Genf, den 7ten Sept. 1773. Nachrichten von Savoyen. Von S. Jean de Maurienne und andern Plätze in Savoyen. Kröpfe der Savoyer und Walliſer. Lebensart der Savoyer. Von den Waldenſern. Ueber die Duldung. Savoyiſche Sprache. Chambery. Aix und daſige Alterthümer.

3. Brief. Genf, den 18ten Semptember 1773. Nachrichten von Genf. Aeuſſerliches Anſehen dieſer Stadt. Nachläßigkeit in daſigem Gottesdienſte. Hang der Genfer Gottesgelehrten zu den arianiſchen Grundſätzen. Misdeutung des Namens Pretre in Genf. Ordination der genfer Geiſtlichen. Gottesdienſtliche Gebräuche.

Gebräuche. Univerſität in Genf. Von Hr. de Roches.

4. Brief. Genf, den 22ſten September 1773. Von Mylords Stanhope und Mahon. Von Woods Werke über Homer. Bibliothek zu Genf. Von der gelehrten Familie Diodati. Herrn Hennins Bibliothek. Von Herrn de Sauſſure. Von Herrn de Lucs Muſchelkabinet. Von einem Mädchen mit einer lebendigen Schlange im Magen. Künſtlich verfertigte Uhren in Genf.

5. Brief. Genf, den 28ſten Sept. 1773. Reiſe nach den Eisbergen von Chamouni in Savoyen. Noch etwas von der ſavoyiſchen Sprache. Grotte bey Balme. Schützenfeſt in Genf. Von den Feuerſignalen durch die Schweiz.

Von Schweden und andern Fremden in Genf.

6. Brief. Ferney, den 1ſten October, 1773. Beſuch bey Herrn von Voltaire. Umſtändliche Nachrichten von ſeiner Lebensart, von ſeinen Hausgenoſſen und Freunden, Frau Denys, Herr Adam und Herr du Rey. Merkwürdigkeiten auf Ferney. Verſchiedene Anekdoten und witzige Einfälle von Voltaire. Ueber deſſen moraliſchen Charakter.

7. Brief. Lauſanne, den 7ten October, 1773. Von Herrn Rieu. Noch einige Merkwürdigkeiten von Genf. Reiſe von Genf durchs Pays de Vaud. Von Herrn Reverdil. Nachrichten von Lauſanne.

8. Brief.

8. Brief. Lauſanne, den 11ten Ocrober, 1773. Von Herrn Tiſſot. Fremde in Lauſanne. Akademie daſelbſt. Von Herrn Seigneux. Gelehrte Geſellſchaft in Lauſanne. Von der ſchweizeriſchen Miliz. Von einigen natürlichen Vortheilen und Beſonderheiten des Landes. Vom Biſchofe von Broglie.

9. Brief. Bern, den 13ten October, 1773. Reiſe von Lauſanne durch Freyburg nach Bern, Wiflisburg, Murten. Mundarten in der Schweiz. Gebeine der bey Murten erſchlagenen Burgunder. Vergleichung der Schweiz mit Schweden. Nachrichten von Bern, insbeſondre von der Regierung. Volkmenge der Schweiz.

10. Brief.

10. Brief. Bern, den 17ten October, 1773.
Umſtändliche Nachricht vom Herrn von Haller. Unergründlichkeit ſeiner Kenntniſſe. Etwas von der Naturgeſchichte der Schweiz und der Erde überhaupt. Beſondere Anekdoten von Herrn von Haller. Noch etwas über die Kröpfe. Vergleich zwiſchen Haller und Voltaire, mit Briefen von beiden.

Zweyte

Zweyte Sammlung.

Erſter Brief.

Chambery, den 2ten September, 1773.

Noch ehe ich über die Alpen reiſe, und Italien, dieſen alten Wohnſitz der Muſen, verlaſſe, muß ich etwas von einem Lande ſagen, das nichts geringers, als ein Königreich und jenem ſo nahe iſt, aber zugleich von dem italieniſchen Geſchmack an Wiſſenſchaften, Künſten und feiner Lebensart ſo ſehr abſticht. Es iſt artig, zwey entgegenſtehende Dinge ſo nahe bey einander, und neben Italien eine groſſe Inſel zu ſehen, die noch um drey bis vier Jahrhunderte gegen das übrige verfeinerte Europa zurück iſt. Wer gern ſehen mögte, wie die Welt ausſahe, ehe die Menſchen noch Welt hatten, kurz, als noch alles in einer unſchuldigen Unwiſſenheit, die wir ſonſt Barbarey nennen, lag, der reiſe dahin; hin zum wenigſten, denn im Lande ſelbſt kann niemand reiſen; Landſtraſſen ſind bis jetzt gar nicht da, und nie iſt irgend jemand da gereiſet. Sie wiſſen, welches unter den Königreichen in Europa das blühendſte iſt: laſſen Sie ſich nun auch zum erſtenmal ſagen, welches unter allen das unwiſſendſte, und in aller Abſicht uncultivirteſte iſt: ſonderbar iſts, daß beide Inſeln ſind — ich rede ja von Großbrittannien und Sardinien — entgegenſetzte Dinge neben einander ſtechen deſto

ſtärker ab, trifft hier abermals ein. Man hat ein altes bey den Italienern noch ſehr übliches Sprichwort: Tutti iſolari cattivi; ma I Siciliani peſſimi; man könnte dazu ſetzen: I Sardi barbariſſimi; doch nehme ich den Ausdruck Barbar hier für weiter nichts, als für ungelehrt, ungeſchliffen, unwiſſend und einfältig, denn boshaft und grauſam ſind ſie nicht. Vor allen Dingen muß ich eine groſſe Ausnahme wegen einer andern nahegelegenen Inſel machen, die ſich ſelbſt genug ausnimt; das für ſeine Freyheit ſo tapfer fechtende Corſika zeigt, daß weder Faulheit noch deren Pflegetochter die Barbarey ſich dort eingeniſtet habe; eine Inſel, die einen **Paoli** und andre groſſe Männer hervorgebracht hat, noch mehr, wo man dergleichen Männer zu ſchätzen verſteht; die Natur hat ſie auch durch eine breite Meerenge von der andern abgeſondert. Die Corſikaner, die ich getroffen habe, haben ihrem Vaterlande Ehre gemacht; itzt rede ich von Sardinien. Die in Cagliari angelegte Univerſität hat bisher noch nicht ſehr viel Licht auf der Inſel verbreiten können, doch fangen die Einwohner nun an, etwas weniges von Lebensart anzunehmen, ſeitdem aus dem blühenden Piemont und Turin eine beſtändige Beſatzung daſelbſt gehalten wird; allein vor etwa 20 Jahren iſt ihre Lebensart noch ſo bäuriſch geweſen, daß ich anfangs die lächerlichen Erzählungen, die man mir davon machte, kaum glauben wollte, doch als ichs nachher von verſchiedenen Seiten, ſowol von Officieren als andern, beſtätigt fand, litte die Sache weiter keinen Zweifel. Sie leben hier

in

in einer ſo glücklichen Unwiſſenheit, daß ſie ſich ſchlechterdings mit keiner Art Kenntniſſen den Kopf zerbrechen; ſie wiſſen nicht, ob ein anderes Land, auſſer ihrer glücklichen Inſel Sardinien, da iſt; zwar haben ſie gehört, daß ihr König in Turin wohnt, aber in welchem Lande das liegt, das geht über ihren Begriff. Ein Officier aus einer vornehmen Familie in Cöln ſtand Gevatter, der Prieſter ſollte ſeinen Namen und Geburtsort ins Kirchenbuch ſchreiben, Cöln wollte er nicht ſetzen, denn das war ihm zu hochgelehrt, er ſchrieb alſo nur di queglas partes, das war ſo viel, als aus der Weltgegend, die wir unbekannte Länder nennen; ſie nennen alle Fremde di queglas partes, denn die Sprache iſt noch ein gebrochnes Spaniſch, obſchon der König Befehl gegeben hat, daß das Italieniſche in den Schulen gelehret werden ſoll. Einer von ihren gelehrten Lehrern fragte eben dieſen Officier, ob der König von Sardinien auch eine Garniſon in Cöln hielte. Bey den Vornehmen, beſonders auf dem Lande, findet man keine Stühle, die adlichen Damen ſitzen oft auf dem Boden, wie die Araber: ſie ſind äuſſerſt ſchmutzig und unreinlich: ſie können ſich oft ein gewiſſes hüpfendes Inſekt vom Buſen nehmen, und es auf dem nächſten beßten Altare, der Schnupftobacksdoſe u. dgl. ihrer Rache aufopfern, und das nicht ſelten in Gegenwart ihrer Anbeter. Ihre Küche iſt ſehr unreinlich: der Bratenwender komt mit allerhand Arten Fleiſch auf den Tiſch, dann ſtreift man die Stücken in Körbe herunter, und ſo ißt man; die Lackayen haben zwar reiche

Livree, die von Golde ſtrozt, allein dabey gehn ſie mit niedergetretenen Schuhen, ohne Strümpfe, ohne Halstuch, Hände haben ſie, die noch nie gewaſchen ſind; ja wol noch ſchlimmer, in ihren ungekämmten und zuſammengezauſten Haaren wimmelts von — —. Die Kammerjungfern gehn faſt nackend, oder doch in zerriſſenen Lappen; das hindert gleichwol nicht, daß die vornehmen Damen ſie an die befehlshabenden Officiere ſchicken, um ſie bene venutos zu begrüſſen. Galanteriekrankheiten nehmen ſehr Ueberhand; eine Dame ſagt rein aus: mein Mann iſt in Montpellier, um ſich curiren zu laſſen, und wenn er zurück komt, muß ich hinreiſen: ſo wenig hat das ſchöne Geſchlecht auf dieſer Inſel heucheln gelernt. Das Volk ſteht tief im Aberglauben: ſagt man, z. B. von ohngefähr zu einem Kinde, daß es ein recht artiges Kind iſt, ſo gehn ſie gleich und ſpeyen auf das Kind, um die Hexerey abzuwehren. Ich ſchäme mich hier zu ſagen, wie ſie die fallende Sucht curiren, wie ſie die Eßluſt ſchwangerer Weiber befriedigen, genug, daß es mehr als widrig iſt. Ihr Land iſt nicht ſehr angebauet, gleichwol iſt alles guten Kaufs; in Cagliari ſelbſt koſtet ein Pfund Fleiſch nur einen Stüber: auf dem Lande kauft man drey Pfund für zwey Stüber. Ihren Reichthum rechnen ſie nach Art der Erzväter und andrer herumziehender Hirten in Arabien, nach ſo und ſo viel tauſend Schaafen, Ziegen und Kühen; ihr Kauf geſchieht auch durch Tauſch, 10 bis 20 Schaafe gibt man für ein Pferd. Münze iſt hier ſehr rar, und eben darum

alles

alles ſo wohlfeil. Die Einwohner ſind faul, arm und hoffärtig: ſie halten ſich zu gut, auſſerhalb ihrer Inſel Dienſte zu nehmen, doch mögen ſie ſehr gern bey den Officieren von der Beſatzung gebeten ſeyn; ſie verwundern ſich dann über die Reinlichkeit und Ordnung, die ſie in deren Häuſern ſehen. Sonſt iſt in ihrem Character Liſt und Rachgier. Die ganze Inſel Sardinien mag ohngefähr 365000 Menſchen haben, wovon Cagliari 22000 hat. Der König hat von Sardinien jährlich 250000 piemonteſiſche Livres, auſſer dem Salzzolle und gewiſſen königlichen Domainen; dieſe Livres ſind mehr als die franzöſiſchen, die ganze Summe kann ohngefähr 25000 Dukaten machen. Die Stadt bezahlt ihr Salz nicht, ſondern hats umſonſt, es wird bey Fudern in die Stadt gefahren, man nimt davon ſo viel man will, doch iſt die Anzahl der Fuder jährlich veſtgeſetzt, da man den gewöhnlichen Bedarf weiß. Ich meyne, daß dieſe Nachricht einen merkwürdigen Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes macht. Ein Land zu ſehen, das Italien ſo nahe iſt, wo Künſte und Wiſſenſchaften wohnen, und gewohnt haben, wo Feldherren, Redner, Weltweiſe, Dichter und Künſtler ſo vortreflich und glücklich gewetteifert haben, wer ſeinem Geiſte zur Ehre der menſchlichen Natur den höchſten Schwung geben würde; ich ſage, das Land, das Italien das nächſte iſt, ja, das dazu gehört, ein ganzes Königreich in der Finſterniß verhüllt zu ſehen, da gleichwol das Licht der Wiſſenſchaften durch alle dicke Wolken bis zu unſerm kalten Norden hinauf gedrungen,

gen, ja durch den finſterſten Seenebel gebrochen und über groſſe Weltmeere zu den Gegenfüſſern gelangt iſt, ſo daß man ſchon Abhandlungen einer Akademie der Wiſſenſchaften von Philadelphia hat: dis macht einen ſonderbaren und ungemein auffallenden Abſtich.

Sardinien iſt doch vormals nicht in dieſem Zuſtande geweſen; zwar glaube ich nicht, daß der heilige Ignaz hier in einer Stadt Nora geboren, und daher, wie viele geſagt, Noranus genannt worden, vielmehr bin ich der Meynung, daß man ihn nach dem Syriſchen wegen ſeines feurigen Characters und Eifers für das Chriſtenthum ſo genannt, und daß der Name nichts anders als eine Ueberſetzung von Ignatius geweſen; allein aus der alten Geſchichte iſt doch erweislich, daß die Sarden ein merkwürdiges Volk geweſen ſind. Unzähliche Denkmale ſind auch noch übrig, Alterthumsforſchern und Erdbeſchreibern gänzlich unbekannt: denn niemand iſt hier gereiſet, und niemand kann hier reiſen, weil es, wie ſchon geſagt, keine Landſtraſſen giebt. Doch haben verſchiedene Officiere, die Neugier und Geſchmack an Wiſſenſchaften gehabt, Soldaten mit ſich genommen, und Unterſuchungen angeſtellt. Capitain **Borelli**, Ritter vom heiligen Moritzorden, hat vor andern merkwürdige Entdekkungen gemacht. Es finden ſich eine Menge Tempel, Thürme, Corridore und andre Gebäude, aus unglaublich groſſen Steinen zuſammengeſetzt, mit ſchneckenförmigen Treppen; inwendig findet man Aexte, Scheeren, Lanzen u. ſ. w., alles von Kupfer;

pfer; aber keine Inſchrift iſt bisher gefunden, die über die Zeit und die Nation Licht geben könnte. Dergleichen Thürme finden ſich wol über 700 zwiſchen den Bergen zerſtreuet. Die Einwohner nennen dieſe Thürme Noragues, die Tempel aber Altari: ſie ſind ſubdiales, oder von oben offen. Merkwürdig iſts, daß dieſe Thürme oder Tempel alle nach dem Auf- und Niedergange der Sonne in den Nachtgleichen, oder nach der Mittagslinie und den vier Weltgegenden, wie die Pyramiden in Egypten gerichtet, und wie dieſe von ungeheuer groſſen und langen Steinen aufgeführt ſind. Viele andre Thürme giebts auch, in Kegelform gebauet. Meiner Meynung nach ſind dieſe Gebäude und Alterthümer karthaginenſiſch, oder welches daſſelbe iſt, phöniciſch, und alſo durch einen ſonderbaren Zufall mehr phöniciſche Denkmäler auf dieſer Inſel allein aufbehalten, als ſonſt noch in der ganzen übrigen Welt vorhanden ſind. Pauſanias, Diodor und andere erzählen uns, daß die Karthaginenſer Sardinien bewohnt haben. Vielleicht erhalten wir einmal von Hrn. Borelli eine vollſtändige Geſchichte und Beſchreibung von Sardinien: ich habe dieſen geſchickten und artigen Officier aufgemuntert, der gelehrten Welt ein ſolches Geſchenk zu machen; er verſteht ſowol lateiniſch als griechiſch, und kann alſo in den älteſten Urkunden Europens forſchen.

Aber es iſt Zeit, daß ich Italien, nach einem etwa dreyjährigen Aufenthalte, verlaſſe, doch thue ichs, wie Sie ſehen, ſehr ungern. Ich will mich noch kurz bey der Volkmenge dieſes Landes aufhal-

 ten;

ten; dieſe iſt gröſſer, als man gemeiniglich glaubt. Italien iſt unſtreitig, der vielen Klöſter und Geiſtlichen ungeachtet, im Verhältniß mehr bevölkert als Frankreich; man rechnet mit ziemlicher Gewißheit in Italien 13 bis 14 Millionen Menſchen. Neapel hat nämlich 4 Millionen, der Kirchenſtaat 2, Toſcana 1, Mayland, Mantua und Modena 1, Venedig 3, der König von Sardinien nebſt Parma, Lucca und Genua haben gewiß 3 Millionen; iſt das nicht viel für ein ſo ſchmales Land, das ſo groſſe und weit ſich erſtreckende Gebürge hat, das von ſo vielen ungleichen Herren und nicht an allen Orten zu wohl regieret wird? Ackerbau, Handel, Schiffahrt, Künſte und Wiſſenſchaften werden nicht an allen Orten, wie ſie ſollten, aufgemuntert. Der eigne lebhafte Geiſt der Italiener bricht ſich durch die gröſten Hinderniſſe; ſie ſind mehr zu ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften als zu harter Arbeit gemacht. Ihre Gemüthsart wird von vielen getadelt, allein ich will deren Anzahl nicht vermehren. Vormals klagte man über ihre Eiferſucht, itzt wieder über die Cicisbeen. Die, welche ſo viel über ihre Rachgier ſchreyen, haben ſchwerlich die Urſach davon eingeſehen, die in den Geſetzen liegt. Der größte Miſſethäter findet in jeder Kirche — denken Sie, wie groß deren Anzahl iſt, und wie dicht ſie in Italien liegen — einen ſichern Freyplatz für ſeine Verbrechen: daraus entſteht erſtlich eine Leichtigkeit, ſie zu begehen, und dann die Nothwendigkeit, ſie an andern ſelbſt zu ſtrafen und ſich zu rächen, um der Unſtrafbarkeit und dem Schutze des Verbrechers

in

in einer Kirche zuvorzukommen, wo man ihn ohne viele und lange Formalitäten nicht faſſen kann; zuweilen ſind die Freyheiten ſo groß, daß kaum ein Verbrecher gegen die Majeſtät vom Altare genommen werden darf. Es iſt ein Greuel, Menſchen zu ſehen, die eben ihre Hände mit ihrer Brüder Blut befleckt haben, und um frey und ungeſtraft zu bleiben, ſich nicht ſcheuen, noch Gottes Tempel damit zu verunreinigen. Ich ſahe einen Böſewicht in Turin, der am Sonntage in der Mittagsſtunde, eben da wir aus der Kirche kamen, ſeine eigene Frau mitten auf der Straſſe mit einem Meſſer, dem gewöhnlichen Mordgewehr in Italien, durchſtach, und ſogleich ohngehindert in die nächſte Kirche flohe, da ſeine noch vom Blut rauchende Hände um Rache ſchrien; die Wache kam und umringte die Kirche, allein ſie durfte nicht hineingehen, um den Mörder zu greifen, der nachher von den daſigen Mönchen verſteckt wurde. Ich redete mit den Officieren; ſie fanden meine Verwunderung über dergleichen Kirchengeſetze, die der Vernunft und öffentlichen Sicherheit gerade zu entgegen ſind, gegründet. In verſchiedenen Kirchen ſahe ich Soldaten und Ausreiſſer, die mit der größten Unverſchämtheit Almoſen erpochten, ja gar droheten, wenn man ihnen nichts geben wollte, oder ſie gehn und arbeiten hieß. Doch hat man nun an verſchiedenen Orten in Italien dieſe Freyheiten einzuſchränken angefangen, und iſt glücklich auf den geſunden Gedanken gekommen, daß Heiligthümer und Altäre nicht die Feinde Gottes und der Menſchen ſchützen dürfen. Zwar unterlaſſen

laſſen ſie nicht, ihrer Seits verſchiedene Gründe anzuführen, um eine ſo ungereimte Sache zu vertheidigen; ſie berufen ſich auf die Geſetze Moſe von den Freyſtädten, denn die geiſtliche Regierung in dieſem Lande befindet ſich wohl bey den jüdiſchen Geſetzen, um ihre Hoheit, Opfer, Zehenden, die groſſe Pracht beym Gottesdienſte u. ſ. w. zu rechtfertigen. Ferner ſagen ſie, wenn fremder Geſandten Häuſer Freyſtellen ſind, warum denn nicht Gottes Haus? Weiter: alle Sünder ſollen ja Zutritt zu Gott haben, wäre es dann nicht hart, denjenigen vom Heiligthume wegzureiſſen, der ſeine Zuflucht dahin nimt; ja ſie ſagen, da Gott ihn in Frieden auf dem Erdboden gehen läßt, und das Leben, das er gegeben hat, ſelbſt nicht entzieht, ſondern es ihm erhält, wie dürfen denn Menſchen in ihnen nicht zuſtändige Rechte eingreifen? Auch vergeſſen ſie nicht, ſich auf die Erlöſung und allgemeine Gnade, die allen Menſchen offen ſtehe, zu berufen, und was ſie noch mehr von dergleichen feinen Trugſchlüſſen anzuführen wiſſen, die gerade dahin abzielen, das Kriegsrecht aller gegen alle zu vertheidigen und auszuüben.

Doch ich breche von Italien auf, verlaſſe das ſchöne Piemont, das daher ſo heißt, weils am Fuſſe der Alpen liegt, nehme vom Pofluß Abſchied, über den ich in den fünf ſouverainen Staaten, die er wäſſert, Piemont, Mailand, Parma, Ferrara, Venedig, ſo oft gegangen bin, und gehe über die Alpen, und zwar über das Stück, das itzt der Berg Cenis, bey den Alten, wenn ich mich recht entſinne,

Alpes Grajae, heißt. Zwar könnte ich damit groß thun, daß ich eben den Weg über die Alpen gegangen bin, als Hannibal, ohne ſeinen Unfall zu haben, ich meyne, die Augen zu verkälten, denn wir ſind in ſo ungleichen Erdſtrichen geboren und erzogen, auſſerdem reiſete er bey Winterszeit und kam ſehr langſam fort: allein mir iſt die Wahrheit zu lieb, um ſie dem Großthun aufzuopfern. Hrn. Grosleys lange Ausſchweifung im erſten Bande ſeiner Obſervations ſur l'Italie, worin er beweiſen will, daß Hannibal mit ſeiner Armee hier über den Cenis gerückt, überzeugt mich nicht. Auf dieſer Höhe konnte er den Soldaten wol nicht, wie Polybius und Livius ſagen, ein Stück von dem ſchönen Italien zeigen, denn man ſieht, wenn man hier oben iſt, weder Piemont noch ein anderes Land, weil andere Berge die Ausſicht verhindern, und alles ſo verdecken, daß man das Land ſogar, wenn man ſchon darein heruntergekommen iſt, wegen der Krümmungen und Buchten des Berges, kaum ſieht. Wenn Hr. Grosley S. 56 ſagt, man könne das Land oben auf dem Berge ſehen, ſo verräth er ſich, daß er ſich nicht umgekehrt, und ſo oft nach dem ſchönen Italien zurückgeſehen hat; wir ſahen und ſahen, aber umſonſt, unſere Augen genoſſen nicht mehr, und genieſſen vielleicht nie wieder den Anblick dieſes herrlichen Landes, wo wir ſo viele ſchöne Gegenſtände geſehen, ſo viele Höflichkeiten genoſſen, und ſo viele Freunde haben. Andre ſagen, Hannibal ſey über den heiligen Bernhardsberg gegangen, allein das trifft auch nicht mit der

Geſchichte

Geſchichte ein. Der Ritter Folard behauptet, er ſey über den Berg Genevra gezogen. Die wahrſcheinlichſte Meynung iſt, die der Marquis de St. Simon neulich vorgetragen hat, ich meyne in der gelehrten Vorrede zu ſeiner: Hiſtoire de la Guerre des Alpes, ou Campagne de 1744, par les Armées combinées d'Eſpagne et de France, commandées par S. A. R. l'Infant *Don Philippe* et S. A. S. le Prince *Conti*, ou l'on a joint l'hiſtoire de Coni, depuis ſa fondation en 1120 jusqu' à préſent. Par Mr. le Marquis *de St. Simon*, Aide de Camp de S. A. S. le Prince de *Conti*. A Amſterdam, chez Rey. 1770. 4. Er widerlegt Hrn. Folard, und zeigt, daß Hannibal bey dem Berge Viſo, bey den Alten Alpes Cottiae, weiter weſtlich und näher gegen Frankreich als der Berg Cenis, durchgezogen. Man kann ſich um ſo viel mehr auf dieſen Mann verlaſſen, da er ſelbſt mit den Soldaten die Alpen häufig durchzogen iſt, auf eben der Stelle als Hannibal im Lager geſtanden, die kriegeriſchen Unternehmungen und Märſche verſteht, alles genau auf der Stelle unterſucht hat, den alten Schriftſtellern mit beſonderer Genauigkeit folgt, und mit einer auf der Stelle aufgenommenen Karte ſeine Meynung erläutert, auſſerdem auf einer Tafel eine Vergleichung zwiſchen ſich, **Polybius** und **Livius** anſtellt, von welchen Folard abgeht. Er berührt auch das Unternehmen, wie Hannibal mit Feuer und Eſſig Berge ſprengen können, u. ſ. w. Doch genug von Hannibal.

Ich

Ich will nun von unſerm Zuge über den von ſeiner Aſchenfarbe ſogenannten Berg Cenis reden. Es war den 30ſten Auguſt, da wir dieſe Reiſe thaten. Den Tag vorher reiſeten wir von Turin, das Königl. Luſtſchloß Rivoli, ferner die ſtolze Veſtung Brunetta bey der Stadt Suſa vorbey, welche auf einer Klippe liegt, die ganz unterminirt iſt; man glaubt, ſie habe ihres Gleichen nicht; zwar ſcheint Herr Grosley keinen groſſen Werth darauf zu ſetzen. Wir ſahen den alten Triumphbogen bey Suſa, der viele Basreliefs hat, die Opfer und Triumphe vorſtellen, mit Inſchriften drüber: dieſes Denkmaal iſt nicht de beau marbre de Carare, wie ſich Hr. Grosley wieder ausdrückt, es iſt von einem grauen ſehr mittelmäßigen Marmor. Wir nahmen die Nachtherberge in Novaleſe, einem Dorfe am Fuſſe des Berges, 25 piemonteſiſche Meilen von Turin, die 6 gute ſchwediſche Meilen ausmachen, denn die piemonteſiſchen ſind länger als ſonſt die italieniſchen, deren ſechs nur eine ſchwediſche machen.

Hier bey Novaleſe fängt ſchon die franzöſiſche Sprache an, die ſelbſt vom geringern Volke geſprochen wird; alſo hatten wir noch den Schmerz mehr, daß wir von der wohlklingenden und harmoniſchen Sprache, woran ſich unſere Ohren um ſo lange gewohnt hatten, Abſchied nehmen mußten. Sonſt iſt die franzöſiſche Sprache in Turin unter den vornehmern Ständen weit mehr im Gebrauch, als ſonſt irgendwo in Italien. Die gemeine Sprache daſelbſt iſt ein Jargon oder Patois, das man la lingua

Piemon-

Piemonteſe nennt, ſo wie faſt jede Provinz in Italien, wie wol in allen Ländern in der Welt ihre eigene Mundart haben: in Genua wird Zeineſe geſprochen, denn in dieſer Sprache heißt die Stadt Zeina, ſtatt Genova im guten Italieniſchen; in Mailand Milaneſe; in Venedig Venetiano, das ſehr lieblich und angenehm klingt; in Bergamo wird Bergamaſco geſprochen; in Bologna Bologneſe; in Neapel Napolitano, das viel vom ſpaniſchen Laut hat. Alle dieſe Mundarten werden auf den italieniſchen Schaubühnen faſt in allen Luſtſpielen, um etwas zu lachen zu haben, vorgeſtellt; jede Provinz bekomt ihren Theil. Noch mehr, wenn man nur ein wenig auſſerhalb Rom kömt, hört man das nämliche Volk eine Sprache reden, die man kaum verſteht, ohngeachtet in der Stadt Rom ſelbſt ſo wohl geſprochen wird, daß es zum Sprichwort geworden; allein ein Theil der römiſchen Einwohner, die auf i Monti oder den Bergen wohnen, reden nicht ſo gut: ſie ſind ihrer Unbelebtheit und Einfalt halber bekannt; nennt man quelli ſopra i monti, ſo will man ſo viel ſagen, als ungeſchliffner Pöbel, ſo wie die Traſteverini, die auf der andern Seite der Tiber am Mons Janiculus und Vatican wohnen, ſich durch ihren aufrühriſchen Geiſt und ihre Frechheit auszeichnen. Sonſt iſt die römiſche Ausſprache nicht wenig ſingend, ſie ziehn die Worte mit einem gewiſſen Geſange. Es wird für eine ausgemachte Sache gehalten, daß um Siena, Florenz u. ſ. w. der gemeine Mann die Sprache ziemlich rein ſpricht; aber alle Toſcaner haben la gorga, das heißt, ſie

ſprechen

ſprechen C, K, oder Q, wie ein doppeltes H aus: (ich meyne das c vor a, o und u, wo es wie k lauten ſollte; denn vor e, i und y hat es durch ganz Italien einen und denſelben Laut, der den Franzoſen ſo ſchwer auszuſprechen iſt, daß es bey der ſicilianiſchen Veſper das Schiboleth war, woran ſie erkannt wurden, indem ſie ceci nicht ausſprechen konnten,) ſo ſagen die Toſcaner anſtatt caſa, hhaſa; calamo, 'hhalamo: aber das Frauenzimmer ſprichts ſanfter, wie ein ſchwaches h aus, haſa u. ſ. w. Weil nun die Römer es rein ausſprechen, wie es geſchrieben wird, ſo hat dieſes Gelegenheit zu dem Sprichwort gegeben: la Lingua Toſcana in bocca Romana. Woher aber die Toſcaner dieſe Ausſprache haben, iſt ungewiß, ob von Alters her von den Tuſciern oder Hetruſciern, oder von den Saracenen und Mauren, die eben den Laut in ihrer Sprache haben; eine neue Vermuthung will ich hinzuthun, vielleicht iſts von den Gothen und Vandalen, wenigſtens haben wir unſer Hus, Halm u. dgl. von Caſa, Calamo, durch die Deutſchen, die Haus ſagen, das ſie unmittelbar von haſa genommen haben. So viele Mundarten indeſſen in Italien geſprochen wurden, ſo verſteht man doch überall das ſchöne Italieniſche, das in Büchern geſchrieben und geleſen wird; auch könnens faſt alle reden, nur will der gemeine Mann nicht gern, weil er meynt, es ſähe zu gezwungen für ihn aus, wenn er ſpräche, wie die Vornehmen reden, oder wie der Prieſter prediget. In Venedig ſprechen ſowol das Frauenzimmer als die Senatoren am liebſten die liebliche venetianiſche Mundart.

Meine lange Ausſchweifung iſt ein Beweis, wie gern ich in Italien zurückbliebe, und daß ich mit den Gedanken noch da bin, da ichs mit Augen nicht mehr ſehen kann, allein gern oder ungern, ich muß über die Alpen. Am 30ſten Auguſt des Morgens wurden unſere Koffer vom Wagen genommen, und in dem Dorfe Novaleſe auf Mauleſel geladen; hernach bekamen wir auch jeder ſeinen Mauleſel, drauf zu reiten, ein jeder hatte einen Mann hinter ſich zur Begleitung, um dieſe eigenſinnigen Thiere anzutreiben. Um 7 Uhr Morgens fingen wir an, den Berg Cenis hinanzuſteigen; der Weg geht im Zickzack — ſie nennens des voutes oder volte — und iſt ziemlich wohl gebahnt. Keine Gefahr konnten wir ſehen, auſſer ſteilen Klippen und Abgründen neben dem Wege, die man auch wol ſonſt wo findet. Die dieſe Reiſe als gefährlich beſchreiben, mögen nicht gewohnt geweſen ſeyn, über Höhen und Berge zu reiſen, doch hat man im Winter und Frühjahre Schneefälle von den höhern Bergſpitzen zu befürchten, die hier Lavange heiſſen, und oft Mann und Mauleſel verdecken können. Ein klein wenig Schnee, nur wenn ein Vogel in der Höhe darin ſcharret, wird bald im Fallen ein Schneeball, und vergrößert ſich nachher zu einem groſſen Schneeberge, der mit einem erſchrecklichen Fall und Getöſe herunterſtürzt. Beym Aufſteigen ſahen wir ſehr ſchöne Waſſerfälle, die die Natur von einem Waſſer ſo klar als ein Kriſtal bildet. Auf dem halben Wege am Abſchuſſe des Berges liegt ein Kirchſpiel oder Dorf mit ſeiner Kirche, das Ferriere heißt,

etwa

etwa eine halbe ſchwediſche Meile von Novaleſe: hier fließt der Fluß Senicia vorbey, den die Bewohner des Berges Senicla nennen, ſoll vielleicht Cenicia oder Ceniſia und Cenicle geſchrieben werden, er komt aus dem See auf der Ebene oben auf dem Berge Cenis. Dis iſt eben der See, den wir nachher vorbey kamen. Nun waren wir oben auf den Berg zu einem kleinen Dorfe, la grande Croix genannt, gekommen, wo ein Wirthshaus gehalten wird, wir gingen hinein, um auszuruhen, und Erfriſchungen zu nehmen. Der ganze Weg hinauf, vom Fuß des Berges in Piemont, bis wo der Abhang aufhört, macht 4 piemonteſiſche Meilen, oder 2 leucae, die hier leghe heiſſen, etwa eine ſchwediſche Meile. Hier bekamen wir friſche Mauleſel, und fingen an über die weite grüne Ebene zu galoppiren, die auf dem Berge liegt; doch iſt ſie oft mit Steinen und Anhöhen unterbrochen, und alſo der Weg nicht beſtändig eben. Hier oben war die Luft kalt und friſch, ohngeachtet es unten am Berge ſehr warm war, doch wars nicht ſo kalt, daß nicht Baron Rudbeck ſeidene Kleider anbehalten konnte. Wir ritten hier über das grüne Gras, Blumen und Heu, das man eben harkte und in Haufen ſchlug; allein auf den höhern Bergſpitzen zu beiden Seiten des Weges liegt allezeit Schnee, der hart wie Eis iſt, und niemals ſchmilzt: unſerm Auge ſahe er wie ein ganz weiſſer Schnee aus: ſonderbar iſt der Abſtich, zugleich die ſchönſten Blumen und Schnee, Sommer und Winter, neben einander zu ſehen. Um dieſe Zeit iſt hier viel Vieh auf dem Berge,

Ochſen, Kühe, Schafe und Ziegen, alle ſehr groß und fett; die Hirten treiben ihre Heerden um Johannis hinauf, und weiden bis Michaelis, da die Kälte eintritt; die Weide iſt hier vortreflich; überhaupt ſind die Alpen für Savoyen und die Schweiz ein groſſer Segen, das Vieh iſt unglaublich groß und wohlgefüttert; wir aſſen oben Käſe und Butter, von vortreflichem Geſchmacke, auch geronnene Milch, die hier Scraſſe heißt, in Rom heißt ſie Ricotta. Die ganze Ebene, oder das Thal oben, wodurch wir reiſeten, iſt 4 piemonteſiſche, oder 1 ſchwediſche Meile lang, und etwa eine halbe Meile breit: mitten darin beym Dorfe Sala oder l'Hopital, das wieder mit einer Pfarrkirche verſehen iſt, iſt ein See, der ſchöne Fiſche hat, die auf franzöſiſch Truites heiſſen, den ſchwediſchen Namen habe ich vergeſſen, (*) und ein ſchwediſches Wörterbuch habe ich nicht. Dieſer Fiſch iſt in dieſem See delikater als ſonſt, faſt alle Reiſende koſten ihn, das Pfund gilt etwa eine Livre; doch ſagte uns der hieſige Prediger, daß itzt nicht viele Fiſche in dem See gefunden würden, weil man die kleinen nimt, und dadurch die Fortpflanzung ſo hindert, daß der See immer leerer wird. Eben dieſer Geiſtliche hatte die Aufſicht über den Bau des neuen Weges, den der König auf dem Berge machen laſſen, um den Lavanges oder Schneefällen auszuweichen; er hat 6000 Livres, oder etwa 600 Dukaten gekoſtet. Sonſt wenn man Schneefälle von den höhern Bergen

(*) Forell, Laxöring.

gen befürchtet, wie im Frühlinge, da es hier am gefährlichſten zu reiſen iſt, ſchickt man Leute voraus, die ſtarke Schüſſe thun, von deren Erſchütterung der loſe Schnee herunterfällt, dann komt man mit Sicherheit durch. Der Hr. Paſtor hat 46 Jahre hier auf dem Berge gewohnt, in welchen er beſtändig dieſe hohe Gemeine, vielleicht eine der höchſten in der Chriſtenheit, gehabt hat. Er iſt fett, und ſieht ſehr geſund aus; ein Beweis, daß die Luft geſund iſt, denn ſonſt findet man ſelten jemand, der ein Paſtorat gegen ein halbes Jahrhundert gehabt hat. Von hier kamen wir zum Poſthauſe, man nennts la Poſta oder la Taverna, hier bekömt man Mauleſel, und endlich zu dem Dorfe Ramaſſe, wo der Berg anfängt nach Savoyen herunter zu gehen. Hier gab man uns Sänften, worin wir zu einer diſſeits am Fuſſe des Berges belegenen Stadt oder Flecken Lasnebourg herunter getragen wurden: die Träger, die mich trugen, erzählten viele Geſchichten, welche Herren ſie getragen, wieviel Trinkgeld ſie bekommen; ſie hatten, wie ſie ſagten, in eben der Sänfte den Prinzen von Braunſchweig getragen, der ſo ungemein gnädig und gütig geweſen u. ſ. w. Auf dieſe Art kamen wir um Mittag nach einer Reiſe von 5 Stunden über den Berg Cenis, der hier 5 Leghe oder $2\frac{1}{2}$ ſchwediſche Meilen ausmacht, nämlich 2 Meilen hinauf, 2 auf der Ebene im Galop, und 1 Legha diſſeits herunter nach Lasnebourg. Sie ſehn hieraus, daß die Alpen nicht ſo leer ſind, als man ſich eingebildet, deswegen habe ich mit Fleiß Kirchſpiele, Dörfer und

Kirchen genannt; wozu noch im Sommer die vielen Hirten kommen. Im Winter fährt man auf dem Schnee herunter, und das ſo geſchwind, daß man auf dieſer Seite, wenn die Bahn gut iſt, in 7 bis 8 Minuten herunterrutſcht, gleichwol iſts eine halbe ſchwediſche Meile: von Italiänern und Franzoſen, die niemals in oder auf Schlitten gefahren, wirds als eine halsbrechende Sache beſchrieben; es geht aber auch ſo entſetzlich geſchwind, und zwar ſteile Berge und Felſen herunter, und jähe und tiefe Abgründe vorbey, daß ich habe müſſen mit Schaudern davon reden hören. Das Fuhrwerk iſt im Winter ein Slitta, ſo heißt ein Schlitten auf italieniſch, ein Wort, das ſie nebſt der Sache von unſerm Släde (*) ſo gut, als gvanti, ſchwediſch vantar, Handſchuh, nebſt vielen andern, entlehnt haben; doch iſt dis ein Slitta von der ſchlechtern Art, und heißt Leſſa oder Leze; hier auf dem Berge aber, wo man ſavoyiſch auch franzöſiſch ſpricht, nennen ſie es Ramaſſe. Wir beſahen dieſes Fuhrwerk; es iſt recht wie ein Bauerſchlitten, der Reiſende ſetzt ſich drauf, es wird aber nichts vorgeſpannt, ſondern ein Kerl ſetzt ſich vornauf, und faßt die beiden Pfoſten, die vorn wie 2 Hörner angebracht ſind; dann ſteuret er den Schlitten, wenn er zu glitſchen anfängt, mit den Füſſen, geht gerade aus, wendet und ſchwingt ſich, wie er will; auf dieſe Art fahren heißt ramaſſer. Ich meyne, daß Baron

(*) Sie halten wol beides auf näherm Wege am deutſchen Schlitten. A. d. Ueb.

Baron Holberg auch etwas davon ſagt; den Grund aber, warum es ramaſſer heißt, will ich angeben, um zu zeigen, was für ſonderbare Bedeutungen Worte bekommen können, und wie jene von einem aufs andere übergehen. Bey dem Dorfe Ramaſſe wehet es ſowol im Winter als im Sommer ſehr ſtark, dis komt nicht nur von der Höhe, ſondern auch von der groſſen Ebene, die zwiſchen den beiden Bergen liegt: ſtreicht nun der Wind im Winter herdurch, ſo iſts völlig das, was wir Urväder, herumtreibendes Schneegeſtöber nennen, dann ſammlen ſich auf dieſer Stelle groſſe Schneehaufen, davon heißt das Dorf Ramaſſe, car la neige y eſt ramaſſée; weiter heißt der Schlitten Ramaſſe, weil man damit auf den Schneehaufen fährt, oder auch, weil man ihn im Dorf Ramaſſe nimt; daher komt hernach aller en ramaſſe, oder ramaſſer, fahren, eine ganz neue Bedeutung, die beym erſten Anblick mit ramaſſer ſammlen nicht die geringſte Aehnlichkeit zu haben ſcheint; ſo vielen ſonderbaren Zufall findet man in den Sprachen, und ſo ſchwer iſts oft, die Wortableitung ſelbſt und den Schlüſſel zur Verbindung zwiſchen ſo uneinigen Bedeutungen zu finden.

Ich habe Ihnen zu ſagen vergeſſen, daß es auf den Alpen auch viel dergleichen Bäume und Wild giebt, als man in Schweden und andern kalten Erdſtrichen findet, beſonders auf der Seite von Savoyen, denn die andere gegen Italien iſt wärmer, weil ſie die Mittagsſonne hat; man findet hier Fichten, Fuhren, Lerchenbäume u. ſ. w., Bären,

 Wölfe,

Wölfe, auch Steinböcke und Gemſen in dicken Wäldern.

Alſo ſind wir nun in Savoyen, und zwar in der Hauptſtadt Chamberi; doch hievon ein andermal, da ich kürzer ſeyn will, wie auch dieſes Land in aller Abſicht magrer iſt. Sie, der mich bittet, allzeit lange Briefe zu ſchreiben, werden dismal nicht zu klagen haben; ſo ſoll es auch ſeyn, ein Freund, wie Sie, muß über den, der ſo herzlich und aufrichtig der Seinige iſt, niemals klagen.

N. S. Sie hätten wol nie geglaubt, daß verſchiedene gelehrte Italiäner behauptet haben, die itzige italieniſche Sprache ſey dieſelbe, die ſie in der Zeit der alten Römer geweſen, das heißt, gleich alt mit der lateiniſchen, und daß beide zu einer und derſelben Zeit in Rom geſprochen worden, die eine vom gemeinen Haufen, und im gewöhnlichen Umgange, die andere von den Vornehmern und Gelehrten, in Schriften, und bey öffentlichen Zuſammenkünften. Bruni, Strozza, Quadrio und andre haben witzige Gründe angebracht, dieſen Satz zu beweiſen: verſchiedene Wörter und Ausdrücke im Plautus, Terenz u. ſ. w. haben ihnen zu Beweiſen dienen müſſen: auſſerdem, ſagen ſie, wenn das Lateiniſche durch ganz Italien geſprochen worden, ſo müßte man eben ſo viel Provinzialmundarten drin finden, als nun im Italieniſchen. Der Marquis Maffei geht ſo weit, daß er ſagt, das Italieniſche habe gar nichts von den Gothen

und

und Longobarden. Der gelehrte Bibliothekär in Modena, Tiraboschi, widerlegt dieſe Sätze in ſeiner ſchönen Storia della Letteratura Italiana, in dem neulich herausgekommenen dritten Bande; ich werde Ihnen in meinen vorigen Briefen von dieſem gelehrten Werk geſagt haben.

Ich weiß nicht, ob ich zu ſagen vergeſſen, daß die italieniſchen Ueberſetzungen der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller die beßten ſind, die wir in irgend einer lebenden Sprache haben; die ganze Sammlung, beſonders der hiſtoriſchen Bücher, nach der Ordnung, heißt la Collana, das Halsband oder die Halskette, als der vornehmſte Zierrath in einer Bücherſammlung, deren Glieder aus den ächten Perlen der Kenntniſſe der vorigen Welt zuſammengeſetzt ſind, um die wahre Ordenskette für den Gelehrten zu machen; iſt die Sammlung in der Grundſprache ſelbſt, ſo heißt ſie Collana d'oro, zum Unterſchiede von der Ueberſetzung, die la Collana d'argento heißt: ſie halten dis mit Recht für ein ſo nothwendiges Vademecum, daß man darohne nicht einen Schritt in der gelehrten Welt thun kann; ohne dieſes Ritterband iſt man nicht in der rechten Uniform.

Ich ſagte ein Wort von der Veſtung bey Suſa, es ſind 2 veſte Plätze da, der eine heißt Brunetta, der andre St. Charles, beide in harte Klippen ausgehauen. Man denkt itzt drauf, den mitten davor gelegenen Berg (er heißt

Challion, wenn ich mich recht erinnere,) in die Geſtalt eines Zuckerhuts zuzuhauen, damit nicht der Feind ſeine Batterien drauf ſtellen, und die Stadt und Veſtung davon beſchieſſen könne. Kein Franzoſe darf die Veſtungen hier zu Lande beſehen, die man für Meiſterſtücke hält. Der König hat einen groſſen Ingenieur am Grafen Pento; er iſt Generalmajor und Oberſter bey der Fortification, man hält ihn hierin für den ſtärkſten in Europa; er hat die Veſtung Demont gebauet, die 10 Meilen von Coni liegt, und die ſchönſte von allen iſt: er hat auch den Riß zur Veſtung Exilles gegeben, die 4 Meilen von Suſa liegt; der Bruder des Grafen Pento iſt Major im Dienſt des Königs von Preuſſen, auch ein geſchickter Ingenieur, er hat die Veſtung Silberberg in Schleſien gebauet, allein man ſagt, ſein Bruder in Turin habe ihm die Erfindungen angegeben. Die Macht und Stärke des Königs von Sardinien nimt anſehnlich zu. Es fehlt nur ein Haven und eine Seeſtadt in Italien, nebſt einer Flotte; allein die Zeit wird das vielleicht auch bringen. Villafranca bey Nizza könnte für eine Schiffsflotte bequem ſeyn, wäre nicht der Haven ſo klein. Savana mußte 1749 zurückgegeben werden, worauf die Genneſer den Haven ausfüllten. Sardinien aber hat gute Haven.

Habe ich in meinen vorigen Briefen erwähnt, daß der Abt Berta, Bibliothekar bey der Kö-

nigl.

nigl. Bibliothek in Turin, Photii Quaeſtiones Amphilochianae, ein bisher ungedrucktes Werk, herauszugeben denkt? Man arbeitet itzt an einer Abſchrift der griechiſchen Handſchrift.

Kennen Sie ein von König Guſtaf Adolf dem Groſſen handelndes Buch mit dem Titel: Hiſtoire des armes victorieuſes de *Guſtave Adolphe*, par la grace de Dieu Roi de Suede etc. diviſée en deux parties etc. traduites de l'Allemand par *L. F. G.* à Geneve par *Jaques de Baptiſte* 1632 in 8.? Ich ſahe es in der Bibliothek der Jeſuiten in Turin; es iſt im altem Franzöſiſchem geſchrieben, das man nun Gaulois in Frankreich nennt; es geht bis zu Anfang des Jahrs 1632.

Nannte ich in meinem letzten Briefe eine geographiſche Karte über die Alpen, mit allen daherum wohnhaften alten Völkern, zur Erläuterung der alten Schriftſteller? Hier haben Sie den Titel: Tabula Geographica Gentium Alpinarum, Civitatum Cottii Regis et Antiquarum Viarum Alpium. Auctor] *A. H. Cara de Canonico*, Cariniani 1771. Noch iſt ſie nicht ausgegeben, mir aber gab der Abt Denina, von deſſen ſchönen Arbeiten ich gewiß vorhin geſprochen habe, ein Exemplar davon, das zur Probe abgezogen war. Im Norden hat ſie Vindelici und Brigantinus Lacus, im Süden Traſimenus Lacus und das Mittelmeer, im Oſten Aquileja und das adriatiſche Meer, im Weſten Ceſenna Mons, Lugdunum und Ne-

mauſus. Sie iſt brauchbar, die alten Oerter wiederzufinden, doch habe ich deren viele vermißt, wie Forum Fulvii, itzt Foro, etwa 3 italieniſche Meilen von Alexandria, das itzt die gelehrte Marquiſinn Caſine beſitzt, von deren ſchönen Sammlung von Alterthümern und Schildereyen ich in meinem Briefe von Alexandria geredet habe. Auch findet ſich nicht die vor kurzem entdeckte Stadt Velleia, die zu Parma gehört, u. a. m.

Da ich Sie einmal um rare Bücher, die ſchwediſche Geſchichte betreffend, gefragt habe, will ich ein paar hinzuſetzen, die man mir in Rom als eine groſſe Seltenheit wies: Hiſtoire de la Vie de la Reine *Chriſtine* de Suede, avec un veritable recit du ſéjour de la Reine à Rome; Et la Défenſe du Marquis *de Monaldeſchi* contre la dite Reine, corrigée et augmentée. A Stockholm, chez *Jean Plein de Courage*, 1682. 216 Seiten in 12. Das andere iſt: Tractatus Hiſtorico-Politicus de Profeſſoribus Academicis, Auctore *Johanne Rolott* Gevalienſe. Sumptibus Auctoris imprimebat *Henricus Curio* 1682. 226 S. der Königinn Chriſtine zugeſchrieben.

Zweyter Brief.

Genf, den 7ten September, 1773.

Verſprochenermaſſen rede ich nun von Savoyen. Zu Italien kann ich dis Land nicht rechnen, obgleich ſein Landesherr dort wohnt, weil die Alpen es davon ſcheiden, zu Frankreich nicht, auch nicht zur Schweiz, es muß für ſich gerechnet werden. Es iſt auch von zwey hohen Bergen eingeſchloſſen, wozwiſchen es wie ein Thal liegt; der Fluß Arc fließt mitten durch, neben welchem wir den ganzen Weg reiſeten. Das Land oder Thal iſt vom Berge Cenis oder Lasnebourg bis St. Michel ohngefähr 3 ſchwediſche Meilen, ſehr ſchmal, und bis hieher ſind keine Weinberge; Waizen wächſt eben ſo wenig, Rocken aber in Menge, ſelbſt auf den Bergen und Höhen, worauf man Erde gebracht hat, die mit Abſätzen veſt gehalten wird, ein Beweis von dem groſſen Fleiß und der Arbeitſamkeit der Savoyer. Es giebt auch eine andere Getraideart, die bled noir auch Saraſin (Buchwaizen) heißt; die Körner ſind ſchwarz, die Blüthe aber weißlichroth; man bäckt ein Brod draus, das ganz ſchwarz iſt, und einen herben Geſchmack hat: es iſt hier nicht das erſtemal, daß es mich reuet, daß ich nicht mehr Zeit auf die Kräuterkunde gewandt, und mich begnügt habe, nur die erſten Grundſätze davon zu wiſſen, ſonſt würde ich hier anführen, zu welcher Gattung es nach unſers groſſen von Linnees Eintheilung gehört. Das Stroh von dieſem Gewächſe verbrennt man

man auf den hohen Aeckern, um ſie zu düngen. Bey der Stadt oder dem Flecken St. Michel, wo das Land viel breiter zu werden anfängt, ſind ſchöne Weinberge, die mit Recht ſo heiſſen, denn einige liegen ſehr hoch, und ſind wie Terraſſen einer über dem andern immer mit Abſätzen angelegt, ſo daß ſie wie Gärten ausſehen. Wer ſollte glauben, daß Savoyen zwiſchen den Bergen ſo ſchön wäre? Der Wein iſt ziemlich ſtark und gut. Hier ſind überall Häuſer, die in den Thälern zwiſchen den Bergen verborgen liegen; im ganzen Stift St. Jean de Maurienne ſind 70000 Köpfe, welches man kaum glauben ſollte; die letztgenannte Stadt iſt nicht groß, hat nur etwa 3000 Einwohner. Die Domkirche iſt nicht ſchön, doch hat der König eine neue Façade bauen laſſen, um ein Grab zu erneuren, worin drey Fürſten von ſeinen Vorfahren liegen. Die Grabſchrift fängt ſich ſo an: *Humbert*, *Amedé Caudé*, et *Bonifacio*, Maurianae primum, dein Sabaudiae Comitibus etc. Sie ſchließt ſich mit dieſen beiden ſchönen Diſtichen:

Vix ſatis unus erat trinis viventibus orbis,
Trinorum eſt cineri ſola ſed urna ſatis:
Vive ergo humanae mortis memor atque perenne
Virtutes praeter diſce manere nihil.

Alles mit gothiſchen, oder richtiger bey uns Mönchsſchrift genannten, Buchſtaben geſchrieben; die ſavoyiſche Mönchsſchrift, die ich an vielen Orten geſehen, gleicht der Schrift ſehr, die in den älteſten auf deutſch gedruckten Büchern gebraucht wurde, wie im Theuerdank. Auf die andere Seite des

Grabes

Grabes ſoll das ſchöne marmorne Denkmaal geſetzt werden, das wir in Turin bey dem Bildhauer Collin, der es gemacht, geſehen haben: es ſtellt die Zeit in Ketten, und das Gerücht drüber in Basrelief, nebſt den Bruſtbildern der Fürſten, vor. Eine Inſchrift, die auf dem Grabe ſteht, will ich noch herſetzen, da ſie auch hiſtoriſch iſt: Priſcum Majorum ſepulcrum temporis labe corruptum *Carolus Emanuel* Rex eximia pietate reſtituit et magnificentius ampliatum vivis e marmore ſimulacris decoravit A. MDCCLXXI.

Im Hauſe des Biſchofs ſind in einer langen Gallerie alle Biſchöfe gemahlt, die hier geſeſſen haben: ſie fangen nicht ſpäter als 60 Jahre nach Chriſti Geburt an, gut iſts doch, daß ſie nicht eher anfangen. Merkwürdiger iſts, daß man hier eine von **Raphael** gemahlte Madonna, und die heilige Familie von **Michel Angelo** gemahlt findet, ohne von andern Gemälden von groſſen Meiſtern zu ſagen. Tiſche von einem Marmor ſind auch da, den man Marbre de Beſſan nennt, er gleicht ſehr dem Verdantique, wird vom Kirchſpiel Beſſan jenſeits Lasnebourg geholt, wo ein ſchöner Bruch davon iſt; dort auf dem Berge findet man auch einen verſteinerten Hirſch, braun von Farbe, und ungemein hart; ſo erzählt mans. Der Biſchof läßt auf eigne Koſten den Palaſt umbauen, nun wird er recht ſchön. Auch findet man Tiſche von dem berühmten Marmor, den man Suſine nennt, weil er von Suſa geholt wird, er iſt auch grün. Des Biſchofs Bibliothek iſt nicht groß, aber auserleſen.

Wir

Wir fuhren durch Aiguebelle, ein Städtchen oder Flecken, 6 ſavoyiſche oder 3 ſchwediſche Meilen von St. Jean: dieſe Stadt entſpricht vollkommen ihrem Namen, der ſchönes Waſſer bedeutet, es ſind hier Springbrunnen davon. Hr. Grosley würde eben das geſagt haben, hätte er gewußt, daß Aigue nicht nur auf ſavoyiſch, ſondern auch in Piemont, Genua und der Provence, Waſſer bedeutet. Von hier ſind 2 ſchwediſche Meilen nach Plareſa, das auch Momiliano heißt, von da bis Chambery 1 Meile. Auf dem ganzen Wege vom Berge Cenis ſieht man eine Menge Menſchen beiderley Geſchlechts mit groſſen Gewächſen am Halſe vorn und an den Seiten, die hier les guâtres, auf italieniſch ſcrofe, heiſſen: in Schweden ſind wir ſo glücklich, daß wir, ſo viel ich weiß, keinen Namen dazu haben, man müßte ſie denn ſlenbo oder ſlenhus nennen wollen. Dieſe Gewächſe verunſtalten die Leute ſehr, und geben ihnen ein recht elendes Anſehen: ſie ſind zuweilen ſo groß wie ein Kopf, und hängen über die Bruſt herunter. Sie kommen ſelten bey andern als armen Leuten: kann ſeyn, daß das ſchwarze Brod von Saraſin (Buchwaizen) ſchuld dran iſt; insgemein glaubt man, daß ſie von dem Waſſer kommen, das von den Alpen rinnt, und gewiſſe Theilchen von den Bergen und Steinen, worüber es fließt, mit ſich führt, insbeſondere ſoll der Tufſtein die vornehmſte Urſach ſeyn, deſſen feine Theile, mit dem Waſſer getrunken, ſich im Halſe und in der Kehle ſetzen; gewiß iſts, daß kein Weintrinker ſie hat. Im Walliſerlande ſind ſie ſo allgemein, daß man

man kaum jemand darohne ſieht; es werden viele Geſchichten davon erzählt, wie ſich die Leute verwundern, wenn ſie einen Fremden ohne dieſes verunſtaltende Gewächs ſehen, und meynen, er habe ein Glied zu wenig, weswegen ein altes Weib ihnen einmal bey einer Kirche eine gute Sittenlehre gegeben haben ſoll, daß ſie den armen Fremden nicht ſollten zum Narren haben, wenn er auch nicht ſo wohl geſtaltet wäre wie ſie, denn alle gute Gabe und Segen käme von oben herab. Von Chambery an, den Ort mit eingeſchloſſen, und den ganzen Weg bis nach Genf und weiter, ſind dieſe Gewächſe ſeltener, man findet hier nur wenige damit. Sonſt iſts wahr, was Hr. Grosley S. 31. ſagt: que ces peuples portent dans leur air et ſur leur phyſionomie l'empreinte de la dureté du climat qu'ils habitent, u. ſ. w. Denn ſie ſehn kränklich und niedergeſchlagen aus, und kommen die Kröpfe dazu, ſo fehlt zur Beſchreibung nichts weiter. Sonſt ſind ſie höflich und artig, ihr Fleiß und ihre Arbeitſamkeit haben ihres Gleichen nicht; die ſich im Lande nicht nähren können, wandern aus und ſchaffen ſich Unterhalt; ſie werden in groſſer Menge in Paris und an andern Orten Schornſteinfeger und Décrotteurs oder Schuhputzer, ſie gehn mit Orgeln herum, und mit dieſer wandernden Muſik haben ſie Zauberleuchten zu weiſen: einige gehn mit Murmelthieren (Mus montanus) herum, und zeigen ſie vor Geld. Ich vergleiche die Savoyarden in verſchiedener Abſicht mit unſern Dalkerlen, ihr bergigtes und mageres Land zwingt ſie auch, an andern Orten

Orten Nahrung zu ſuchen: Savoyen aber iſt glück-
licher, es trägt vielen Wein, hat auch ſchöne Och-
ſen und Kühe. In fiſchreichen Seen und Strömen,
Vögeln, Wild und ſchwarzem Brodte, Gebirgen
und häufigem Schnee im Winter, am meiſten aber
in Fleiß und Arbeitſamkeit, kommen ſie ſich ſehr
nahe; unſere Dalbauern aber ſind darin glücklich,
daß ſie nicht einmal den Namen Kropf kennen.

Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, daß ganz Savoyen bis nach Genf der römiſchen, oder angeblich, katholiſchen Religion zugethan, ſo wie dieſe in allen ſardiniſchen Staaten die herrſchende iſt; doch wohnen in Piemont, in Italien ſelbſt, die ſo bekannten Waldenſer itzt in Ruhe und Sicherheit. Der König von Sardinien denkt für den Flor und das Beßte ſeiner Staaten zu gut, als daß er irgend einem ſeiner Unterthanen erlaubte, ſeinen Mitunterthan zu verfolgen, ſo geiſtlich gut es auch gemeynt ſeyn mögte, es ſchadet doch immer dem zeitlichen Wohlſtande: und als Philoſoph denkt Se. Majeſtät zu wohl, als daß er diejenigen, die von unſichtbaren Dingen, in welchen ſich niemand, auſſer den Geiſtlichen, die oft am wenigſten davon wiſſen, mit Gewißheit zu entſcheiden getrauet, nicht wie der gemeine Haufe denken, weiter als von ihrem eignen Irrthum ſtrafen lieſſe, der ſchon in ſich ſelbſt Strafe genug iſt. Sie wiſſen, daß die katholiſchen Geiſtlichen ihrer Rachgier und Verfolgungen keine Grenzen ſetzen; alle andere Verbrechen, ſie mögen gegen Gott oder Menſchen begangen ſeyn, vergeben ſie, nur nicht die, welche gegen ſie ſelbſt begangen wer-

den; dis hat odium theologicum zu einem Sprichwort und mit odium vatinianum gleichbedeutend gemacht: allein in dem Verſtande bin ich zum Theologen zu ſchwach, denn ich bin ſo einfältig, zu glauben, daß wer haßt und verfolgt, kein Chriſt iſt, vielmehr gleich verräth, daß ihn der Geiſt des Antichriſts treibt, wie man den Pabſt in Rom zu nennen pflegt. Es iſt mir oft ſonderbar vorgekommen, daß Leute, ſo den Namen haben wollen, ſie hätten die Lehren des Pabſtthums verworfen, doch ſo viel davon behalten, und was noch ſchlimmer iſt, ſo viel, das ihren angenommenen richtigen Grundſätzen von der Hierarchie geradezu widerſpricht, anſtatt daß der Pabſt, als Chriſti Statthalter auf Erden völlig ſeinen Grundſätzen gemäß handelt, wenn er wie ein Moſes, unter einer Art Theocratie, einen jeden verfolgt, der ſich ſeinen Ausſprüchen nicht unterwerfen will, weil dis ein Verbrechen gegen den Staat iſt. Eben darum hat der König ſehr gerecht gehandelt, wenn er dem Verfolgungsgeiſte der Geiſtlichen Schranken geſetzt hat, die ſich ſonſt ſelbſt keine zu ſetzen wiſſen. Ich war willens, zu den armen Waldenſern zu reiſen, und ihre Lebens- und Denkungsart kennen zu lernen, da ſie auſſer der Kirchengeſchichte wenig oder gar nicht, und ſelbſt darin nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt ſind; allein es war zu weit aus dem Wege, und die Jahrszeit trieb uns nach der Schweiz zu gehen, ehe es dort zu kalt zum Reiſen würde. Doch habe ich mit Gewißheit erfahren, daß ſie gegenwärtig von niemand beunruhiget werden, daß ſie ſeit dem

12ten Jahrhunderte dort wohnen, und ihre Stadt Lucerna heißt; ſie heiſſen Valdenſes oder Vaudois, entweder von **Petrus Valdus** oder **Vaud**, einem Kaufmanne von Lion, der ſich, nachdem er aus Frankreich vertrieben worden, weil er gegen den Pabſt und die Geiſtlichen geſprochen hatte, hier im Jahr 1160 nebſt ſeinen Schülern niedergelaſſen, oder auch, weil ſie in Valles oder Thälern zwiſchen Bergen wohnen, denn dis iſt die Lage ihres Landes im Marquiſat Saluzzo in Piemont. Dieſe Ausſchweifung war lang genug, doch dient ſie meine Rechtgläubigkeit gegen die römiſchen Lehren zu beweiſen, weil ich die Grundſätze der Duldung habe, und unchriſtliche Verfolgungen haſſe, und alſo zeige, daß ich mich nicht habe anſtecken laſſen, ohngeachtet ich ſo viele Jahre beſtändig in katholiſchen Ländern geweſen, fleißig mit den vornehmſten Gelehrten umgegangen bin, und der Pabſt ſelbſt mich umarmt hat. Alſo hoffe ich dem Oſtraciſm unſerer proteſtantiſchen Gottesgelehrten auszuweichen, ich müßte mir ihn denn dadurch, daß ich zu ſtrenge rechtgläubig bin, wie Ariſtides, zuziehen, weil er gar zu rechtſchaffen war. Ich will, daß niemand verfolgt, aber wegen ſeiner irrigen Meynungen beklagt, und wo möglich, überzeugt werden ſoll. Wäre die Duldung allgemein angenommen, ſo würden viele öde Länder reichlich bevölkert werden, die Prieſter bekämen mehrere Zehenden, und ihre übrigen Einkünfte würden ſich in aller Abſicht vermehren: iſt das nicht ein herrlicher Grundſatz? Wer ihm widerſpricht, handelt folglich, auch politiſch betrachtet, gegen ſeinen

nen eignen Vortheil. Ich erinnere mich, was ich einem Mönch antwortete, der ein wenig unverſchämt bey mir bettelte: ich ſagte, ich könne ihm mit gutem Gewiſſen nichts geben, weil ich ein Ketzer wäre, und ihn nicht reizen wollte, ſich an einer Almoſe zu verſündigen, die ihm nichts anders als Fluch zuziehen könne, er hingegen könne eben ſo wenig mit gutem Gewiſſen etwas von mir nehmen, den er nach ſeinen Vorurtheilen als einen Höllenbrand verdammen müßte. Hätten alle in dieſem Jahrhunderte verfolgte Pietiſten, Hallenſer, Herrnhuter u. a. ihren Verfolgern eben ſo geantwortet, ſo wäre die Vereinigung bald gemacht geweſen, und ſie würden nicht ſo lange Zeit, wie Frankreich, gebraucht haben, die traurigen Folgen der Verfolgung einzuſehn, welches ſpät genug nach der Aufhebung des von König Heinrich IV., dem erſten von den Bourbonern, und von allen verſtorbenen Königen nächſt Guſtaf Adolf dem größten, 1598 zum Flor ſeines Landes gegebenen Edicts von Nantes aufgewacht iſt. Dieſer kannte die rechte Art, einen Staat volkreich und glücklich zu machen, nämlich die Duldung, die der groſſe König von Preuſſen — nichts von England, Holland und andern Ländern zu ſagen — warum denn nicht ſchon längſt auch Schweden ſo wohl zu nutzen gewußt hat? Doch ich hoffe, noch bey meinem Leben eine glückliche Veränderung unter dem groſſen Guſtaf zu erleben, damit ſich die Anzahl der Nachkommen vermehre, die ſeinen Scepter ſegnen, und ſein Lob von mehreren Millionen ſchwediſcher Zungen aus-

geſprochen werde, auf wie ungleiche Weiſe ſie auch das höchſte Weſen verehren, genug, wenn ſie es verehren, Gott werden ihre Loblieder nie mißfallen. Will man hingegen ſehen, was Verfolgungen und Ketzergerichte für Wirkungen für den Staat haben, ſo gehe man nur nach Spanien, Portugal u. ſ. w., wo bey der vortreflichſten Lage, dem ſchönſten Clima, gleichwol Volkmangel und Elend iſt. Aber genug von dieſem Ungeheuer, denn ſo lange ich von Verfolgungen geſprochen, habe ich Sie mit meiner Ausſchweifung verfolgt; doch patienza, ſagt der Italiener, darf nicht zürnen, ich habe auch von der Duldung geredet, und dieſen Grundſatz vor allen andern empfohlen; es wäre zu wünſchen, daß dieſer neue Artikel in unſere — — — — eingeführt würde, und ich hoffe, daß er eine Stelle darin bekomt, wenn Sie ſich einmal entſchlieſſen, uns eine neue Ausgabe davon zu geben. Es iſt nun hohe Zeit, daß man in einem ſo erleuchteten Jahrhunderte überall tolerant wird, und alles, nur nicht die Intoleranz duldet; mich deucht, daß Lord Cheſterfield in ſeinen ſchönen Briefen an ſeinen Sohn ſehr wohl ſagt: J would have all intoleration intolerated in its turn.

Aber wieder zu Savoyen. Da ich der Religion erwähnt, will ich nun auch ein Wort von der Sprache ſagen. Ohngeachtet Leute von Erziehung ſowol in den Städten als auf dem Lande gut franzöſiſch reden, beſonders die an den Landſtraſſen, von den Alpen in Piemont bis nach Genf zu rechnen, wohnen, und allezeit mit Reiſenden umgehn, ſo haben

ken ſie doch ihre eigene Sprache, das Savoyiſche, das aus einer Miſchung des alten Galliſchen oder Celtiſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen beſteht, ſo daß man ſie, wenn ſie unter ſich reden, ganz und gar nicht, und wenns auch geſchrieben würde, doch ſchwerlich verſtehen kann. Hr. Paſtor **Volaire** in Genf, der ſo lange in Stockholm geweſen, ſchrieb mir dis zur Probe: Vo parla mio Latin que notre ancoura, mai vo ne parli pas le Savoyar, et ſe vo ne le ſavi pas vo ne ſavi ran, revegni don tot aure, ze vo l'aprendrai, adſivo, bon viaſe! Wie Sie ſehn, iſt dis ſo leicht nicht zu verſtehen, ohngeachtet mans geſchrieben vor ſich hat, ſchlimmer noch, wenn mans nur geſchwind ausſprechen hört. Dis ſoll heiſſen: Vous parlez mieux Latin que notre curé, mais Vous ne parlez pas le Savoyard, et ſi Vous ne le ſavez pas, Vous ne ſavez rien; revenez donc auſſitôt, je Vous l'aprendrai; adieu, bon voyage. Allein Savoyen bekomt unglücklicher Weiſe mehr Franzöſiſch zu lernen, als es wollte, denn es iſt das erſte Land, das franzöſiſche Gäſte einnehmen muß, ſo bald Frankreich mit dem Könige von Sardinien Krieg hat; ſie behandelns auch als ein erobertes Land ſehr hart, verheerens und verfahren überall als Feinde: Quidquid delirant Reges, plectuntur Achiui, ſagt der Dichter.

Ganz Savoyen hat, alles gerechnet, gegen eine halbe Million Einwohner; ein Beweis, daß es bewohnt genug iſt. Die Hauptſtadt Chambery iſt mehr groß als ſchön, hat doch ſchöne Spatziergänge und Springbrunnen, ſchöne Kirchen, worunter

unter die Jeſuiterkirche die vornehmſte iſt: dieſe Väter waren itzt ſehr niedergeſchlagen, denn ſie hatten die päbſtliche Bulle, die ihren Orden aufhebt, ſchon geleſen; dis war ihnen ein Donnerſchlag, der ſie in eben ſo groſſes Schrecken ſetzte, als das die ganze Stadt vor 6 bis 7 Wochen betraf, da ein vor dem Stadtthore belegenes Pulvermagazin in die Luft flog. Wir beſahen auch die fürchterlichen Wirkungen des Pulvers, obſchon es im dritten Stockwerk verwahrt geweſen war, ſo hatte es doch das ganze Gebäude in die Luft geriſſen, und ſelbſt die Grundſteine aufgehoben, und weit weg geſchleudert: der ganze Platz rund herum war mit Trümmern beſäet. Niemand weiß, wie das Feuer hingekommen. Merkwürdig iſts, daß die Vorſicht dieſen Zufall ſo regiert hat, daß er an einem ſolchen Tage, ja zu einer ſolchen Stunde geſchehen, daß er nie weniger Schaden hätte thun können: wäre es eine Stunde ſpäter geſchehen, ſo wären alle Schulknaben, die auf dem Platze daneben zu ſpielen pflegten, erſchlagen: wäre es den folgenden Tag geweſen, da ein Markt drauf gehalten werden ſollte, ſo wären Menſchen zu Tauſenden umgekommen. Zu Chambery reſidirt ein Senat, der das Land regiert: was mir am meiſten gefiel, iſt, daß dieſer Senat einen Avocat des pauvres und 2 Subſtituts de l'Avocat des pauvres, auch noch einen Procureur des Pauvres hat, in Savoyen iſt das nöthig; doch findet man wol eben ſo viele Arme in andern Ländern, wo man weder Advokaten noch Procuratoren für ſie hat, darum werden ſie denn auch unterdrückt, und

Recht

Recht und Gerechtigkeit mit ihnen. Sapienti ſat. Ich darf Ihnen nicht ſagen, daß Saint Real in Chambery geboren war. Savoyen hat manche groſſe Männer gehabt; der itztlebende P. Gerdil macht ſeiner Nation Ehre, er iſt der Lehrer des königlichen Thronfolgers; ich werde in meinen Briefen von Turin von ihm geredet haben. Und der geſchickte Caſtalio, ſo nannte man Caſtellio wegen ſeines Lateins, war ja auch ein Allobrox.

Von Chambery hat man vor 4 oder 5 Jahren einige Meilen weit einen ſehr ſchönen, ſchnurgeraden und mit Bäumen bepflanzten Weg gemacht; ich darf hier nicht vergeſſen, daß die Meilen oder les lieues de Savoye ziemlich lang ſind, ſie ſind ſtärker als eine lega di Piemonte, eine Meile kann man kaum in einer Stunde gehn. Zwey Meilen von Chambery liegt die Stadt Aix, wo wir die warmen Bäder beſahen; das Waſſer iſt ziemlich warm, und rinnt in groſſer Menge durch harte Klippen, welches ziemlich ſelten zu ſehen iſt, denn an andern Orten quillts aus der Erde herauf, hier aber ſtrömts aus einem runden Loche im Felſen ſelbſt. Dieſe Bäder ſind Aquae Gratianae: das Wort Aix iſt die mehrere Zahl von Aigues, welches Waſſer bedeutet, zuſammengezogen; ehemals wurde es, wie noch itzt in Italien, Acque ausgeſprochen, davon haben die Deutſchen Aken. Hier in Aix fanden wir Alterthümer, die ich vorher nicht nennen hören: ein groſſer Triumphbogen, den man ſo wenig geachtet, daß man einen Stall und ein Heubehältniß draus gemacht, ſo daß ſich die Inſchrift nicht

 ohne

ohne ſehr groſſe Beſchwerlichkeit leſen ließ, weil ſie in der mit Heu angefüllten Heuſcheune war. Doch krochen wir auf das Heu und lieſſen einen Theil davon wegheben; denn Alterthumsforſchern, die aus Italien kommen, verdrießt keine Mühe, wenns drauf ankomt, dergleichen Goldgruben aufzuſpüren; endlich bekamen wir den gröſʒten Theil zu leſen; unter andern ſteht mit groſſen ſchönen Buchſtaben: L. POMPEIVS CAMPANVS VIVVS FECIT. Auch ſind verſchiedene Niſchen mit ihren Inſchriften da. Doch ich kann mich itzt über dis Denkmaal nicht weiter äuſſern, bis ich Schriftſteller zu Rath gezogen habe. Sie wiſſen, daß man auf Reiſen keine Bibliothek bey ſich führt. Hier in Aix iſt auch ein Schloß, die ehemalige Reſidenz der alten Grafen von Aix: im Schloſſe iſt eine alte von den Römern erbaute Mauer, die zu einem Tempel gehört haben mag: dis Schloß hat eine ſo bequeme Treppe, daß ein Pferd alle vier Stockwerke hinaufgehn kann, denn ſie iſt eben ohne Stuffen. Auf dem Schloßhofe finden ſich auch alte Inſchriften, allein da ich dismal ſchon weitläuftiger geweſen bin, als ich dachte, will ich Sie damit nicht aufhalten.

Wir fuhren die Stadt Romelie vorbey; hier war nichts merkwürdiges, als daß die alte Stadt Romeliacon auf der Ebene ein Stückchen von der neuen Stadt gelegen hat. Dann kamen wir nach Franſi, und von dort auf einem ſehr ſchlechten Wege nach Genf. Der König von Sardinien bekümmert ſich nicht drum, einen guten Weg dahin anlegen zu laſſen, ſeine Soldaten können demohngeachtet fort-

kommen;

kommen; ſonſt ſind die Wege in Savoyen ſehr gut. Bey Carouge, einem zu Savoyen gehörigen Flecken, kaum eine ſchwediſche Viertelmeile von dem Genfer Stadtthore, endigt ſich das Gebiet des Königs von Sardinien auf dieſer Seite, und das Genfer fängt an: und hiemit ſchließt ſich auch mein Brief von Savoyen.

N. S. Der ganze Weg von Turin nach Genf macht 55 ſavoyiſche Meilen, 13 von Turin nach dem Berge Cenis, 5 über die Alpen, von da bis Chambery 23, und noch 14 bis Genf. Alle 55 machen gewiß 28 ſchwediſche ($40\frac{1}{3}$ Deutſche.)

Dritter Brief.

Genf, den 18ten September, 1773.

Genf hat von weiten für den, der es zuerſt ſieht, wenn er von Italien komt, kein groſſes Anſehen: man vermißt Thürme, Dome, Collegien, Klöſter und Paläſte, und ſo ſchön ſonſt die Lage am See iſt, wo von allem, was das Auge vergnügen kann, nichts fehlt, es müßte denn eine Inſel ſeyn, denn dergleichen ſieht man gar nicht, ſo empfindet man doch eine gewiſſe Bangigkeit, wenn man die Stadt auf der Seite von Savoyen anſieht. Der ſchöne Spatziergang und das dran liegende ſchöne Haus

des Profeſſors de Sauſſure, das man eigentlich einen Palaſt nennen kann, und ohne Zweifel das ſchönſte und größte in der ganzen Stadt iſt, füllen noch, wenn man endlich näher komt, die Leere aus, worin ſich die Sinnen bisher gefühlt haben; und die Höflichkeit und Artigkeit der Einwohner halten ſie nachher völlig ſchadlos. Allein man vermißt hier viel, woran man ſich bey den Katholiken gewöhnt hat; zwar frage ich nicht viel darnach, einer Menge von allerhand Gattungen Mönche auf den Straſſen und Spatziergängen zu begegnen, aber ihre vielen und ſchönen Bücherſammlungen und Handſchriften in den Klöſtern und Collegien zu vermiſſen, keine Gärten, keine Riſſe zu ſehn, nicht nur überall keine Pracht und Reichthum, ſondern auch nicht einmal ein einziges Meiſterſtück der Kunſt in den Kirchen, keine Gemählde und Tafeln, keine Bildſäulen, keine Crucifixe, keine Säulen und Pfeiler, keinen Altar, ja wenig oder gar keine Baukunſt zu finden, das iſt einem neugierigen Reiſenden, der gewohnt war, beſtändig etwas neues und ſchönes zu ſehen, nicht gleichgültig. Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, das man dem Gottesdienſte und den Kirchengebräuchen den Fortgang und Flor der Künſte in Italien zu danken hat; alle Kirchen wollen Meiſterſtücke haben, die von reichen Prieſtern und Mönchen wohl bezahlt werden; daher der Wetteifer und die Geſchicklichkeit; ein guter Meiſter kann ſicher ſeyn, daß er nicht aus Mangel an Arbeit Hungers ſterben wird, ſondern hat die größte Hoffnung, wie ſeines gleichen, reich zu werden. Daher

die

die groſſen Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Kupferſtecher, Moſaikarbeiter, Meßkleiderſticker, Schreiber und Miniateurs für die Chorbücher; nichts von den groſſen Tonkünſtlern zu ſagen, da die Muſik in Italien in den Kirchen nicht weniger weſentlich iſt, als auf der Bühne u. ſ. w.

Dem allen machte Genf ein Ende, als es 1553 ſeinen katholiſchen Biſchof austrieb, der vorher unumſchränkter Herr der Stadt geweſen war; itzt wohnt er in der Stadt Annecy in Savoyen, behält aber noch immer den Namen Biſchof von Genf. Seitdem iſt die Genfer Kirche presbyterianiſch geweſen, kein Biſchof, und, ich hätte bald geſagt, keine Ordnung in ihrem Gottesdienſte: ohne aber Papiſt zu ſeyn, hätte ich mehr Anſtand darin und eine beſſere Sonntagsfeyer gewünſcht. Zwar werden die Zugbrücken aufgezogen, und dadurch die Stadt unter der Predigt und dem Abendmahle geſperrt, allein in der Kirche ſelbſt iſt man zu frey. Der Prediger ſetzt den Hut auf, wenn er predigt, um ſich das Anſehen eines freyen Redners oder Lehrers zu geben, ſo thun auch die Zuhörer; doch nehmen ſie ihn unterm Beten und Singen ab, welches mit entblößtem Haupt geſchieht. Es giebt Prediger, die ſehr gut predigen; allein unter der Predigt huſtet man in dem einen Winkel, ſpuckt in dem andern, nieſet in dem dritten, macht ein anderes Geräuſch im vierten, und dis geht ohne Aufhalt fort, hat der Redner eine ſchwache Stimme, ſo hört man wenig oder nichts, anſtatt daß in Italien die Zuhörer alle unterdeſſen huſten, daß der

Prediger

Prediger mit den Abtheilungen einhält, und es her⸗nach ſo ſtill wird, daß man keine Maus ſich rühren hört; hier aber iſt ein fortgehendes ſehr unanſtän⸗diges Geräuſch, das oft den Prediger übertäubt. An den Sonntagsnachmittagen verſammlet man ſich, ſchießt mit Büchſen oder Bogen nach der Scheibe, ſchiebt Kegel, exercirt die Soldaten u. dgl. doch ſind Karten, Tanz und Zechen auf den Krü⸗gen ſtrenge verboten. Wenn ich von dieſem allen gegen gewiſſe Lehrer erwähnte, ſo wunderten ſie ſich, daß ein Philoſoph dergleichen Anmerkungen machen wollte, da aller Gottesdienſt ja frey und geiſtig ſeyn müſſe, u. ſ. w. Ich fragte ſie ein we⸗nig ſpöttiſch, ob ſie ihres Landsmanns Rouſſeaus oder ihres Nachbarn **Voltaires** Verbeſſerungen annehmen wollten, ſeitdem ſie nun Calvins Syſtem überdrüßig geworden? Dieſe Höflichkeit gefiel ih⸗nen nicht ſehr, da ſie die beiden erſten durchaus nicht vertragen, und itzt auch von des letztern Lehr⸗ſätzen ſehr wenig annehmen. Doch glaube ich, daß Hr. d'Allembert ihnen in der Encyclopedie, Art. Geneve, Unrecht gethan, wo er ſagt, ſie wären Socinianer, welches ſo viel Lärm und Aufſehen, und ſo viel Streitſchriften veranlaßt hat; eine Re⸗publik, die Servet des Socinianiſmus halber zum groſſen Aergerniß für die Kirchenverbeſſerung und das Chriſtenthum öffentlich verbrennen laſſen, (wo⸗mit nun die Katholiken uns beſtändig auf den Mund ſchlagen, um ihre Verfolgungen und das Verbren⸗nen ihrer von ihnen Ketzer genannten Mitchriſten zu rechtfertigen) würde nun ſelbſt die Verdammniß

über

über ſich ausſprechen, und nach ihrem eignen Urtheil ſich müſſen verbrennen laſſen. Als ich vor drey Jahren hier war, hatte ich nicht Gelegenheit, dieſe berufene Streitigkeit zu unterſuchen, da ich doch von Italien wieder hieher zurück zu gehen dachte. Um nun das rechte Maaß in der Sache zu finden, ſuchte ich mir die Antwort zu verſchaffen, die die Geiſtlichkeit und Akademie zuſammen auf die harte Beſchuldigung in der Encyclopedie gegeben hatte, aber kein Buchführer hatte ſie, ſo ungemein ſelten war ſie geworden. Da verſchiedene von der Geiſtlichkeit erfahren, wie ſehr mir drum zu thun war, ſuchten ſie im Archiv nach, und fanden zwey Exemplare, wovon ſie die Güte hatten, mir eins zu ſchenken; es iſt nur ein halber Bogen oder 4 Quartſeiten, unter dem Titel: Declaration de la vénérable Compagnie des Paſteurs et Profeſſeurs de l'Egliſe et de l'Academie de Geneve du 10 Fevrier 1758, contre l'Article de Geneve dans le VII Tome de l'Encyclopedie. Dieſe Antwort that mir kein Genüge, denn ſie iſt ſehr lakoniſch, es werden verſchiedene Sprüche der Bibel von der Hoheit des Erlöſers, aber keiner von ſeiner Gottheit angeführt, es wird geſagt, man thue der Genfer Kirche groſſes Unrecht, wenn man ſie von ihren Schweſtern, beſonders in England, mit welchen ſie dieſelbe Einigkeit im Glauben bekennt, trennen wolle; allein es wird nicht geſagt, ob es mit der neumodigen presbyterianiſchen, wie ſie in den neuern Zeiten geworden, oder der alten rechtgläubigen seyn ſoll u. ſ. w. Um alſo richtig in der Sache urtheilen zu können,

schaffte

ſchaffte ich mir den in Genf itzt gebräuchlichen Katechiſm: Le Catéchiſme par *J. E. Oſterwald*, Paſteur de l'Egliſe de Neufchatel. Nouvelle Edition. Geneve. 1773. 8. Ich las ihn mit Aufmerkſamkeit durch, fand aber nicht ein einziges Wort von der Dreyeinigkeit, von der Gottheit Chriſti, oder ſeiner ewigen Zeugung vom Vater, nichts von der Gottheit oder dem Ausgehen des heiligen Geiſtes, nichts vom verlohrnen Ebenbilde Gottes, nichts von der Erbſünde, nichts von des Erlöſers Genugthuung für unſere Sünden, nichts davon, daß er Gottes Zorn verſöhnt. Das ſogenannte athanaſianiſche Glaubensbekenntniß wird nicht mit einem Worte genannt. Aus dem Stillſchweigen des Katechiſms in ſo vielen Artikeln, mögte ich Sie ſelbſt lieber ſchlieſſen laſſen, was die Uhr in Genf geſchlagen hat, als mich ſelbſt erklären: ſie mögten ſonſt von mir, wie von Hr. d'Alembert, ſagen, ich hätte ihnen unrecht gethan, und ihre Meynung nicht verſtanden. Ich bin doch ziemlich überzeugt, daß ſie keine Socinianer ſind, wie Hr. d'Alembert behauptet; ein Philoſoph wie er hat vielleicht die Ketzergeſchichte nicht ſo gut als die Auflöſung ſtudirt, und den Unterſchied zwiſchen Socinianiſm und Arianiſm nicht bemerkt; der erſte läßt ſich, ohne der Schrift Gewalt zu thun, nicht vertheidigen; der letztere hingegen iſt ſchwerer zu widerlegen, wie er auch der Wahrheit um verſchiedene Schritte näher komt, als der Socinianiſm. Ich machte nachher Bekanntſchaft mit dem Paſtor Vernes, der die angezeigte Auflage des Katechiſms herausgegeben: er

er nahm ſeine Entſchuldigung für das Auslaſſen jener Artikel daher, daß ſie ſich gegen Freydenker nicht vertheidigen lieſſen, daß mit ihnen die chriſtliche Religion der Vernunft inſoutenable würde, und kein denkender Philoſoph ſie aufrichtig glauben könne, weil ſie in dem erſten Angriffe fielen; um ſie alſo zu einem vernünftigen und nicht ungereimten Gottesdienſt zu machen, ſey alles dis, was die Bibel nicht mit ausdrücklichen Worten veſtſetzt, ausgeſchloſſen u. dgl. Ich überlaſſe es Ihnen, zu denken, was ich Hrn. Vernes, der ein gelehrter und artiger Mann iſt, antwortete; er iſt Rouſſeaus vertrauter Freund geweſen, und hat nachher ein Buch gegen ihn geſchrieben, um ſeinen Freund wieder auf den rechten Weg zu führen. Wer alles dis und noch mehr von Grund aus kennen will, der leſe Lettres critiques d'un Voyageur Anglois ſur l'Article Geneve du Dictionnaire Encyclopédique, et ſur la lettre de Mr. *d'Alembert* à Mr. *Rouſſeau* touchant les Spectacles; 3me Edition, corrigée et augmentée de 7 Lettres et de quelques Pieces relatives au meme ſujet — Ut omnes intelligant me non ſtudio accuſare, ſed officio defendere. Cicero pro Roſcio — A l'Enſeigne de la Verité. 1766. 2 Bände in 8. Der Herausgeber iſt Hr. Brown, Paſtor bey der engliſchen Kirche in Utrecht, der eine Vorrede, vom 28ſten Jul. 1761, zur damaligen erſten Ausgabe gemacht hat. Dieſe Briefe ſind ſehr wohl geſchrieben, und das Franzöſiſche iſt zu ſchön und zu rein, als daß ein reiſender Engländer es geſchrieben haben könnte. Voltaire, d'Alembert,

ſelbſt

ſelbſt Rouſſeau und Hume, bekommen hier ſtarke Wahrheiten zu hören, und ihre menſchliche Schwachheiten zu ſehn. Genf ſcheint hier wirklich zu ſiegen, die Conſubſtantialität des Worts ausgenommen, denn ὁμοιουσια wird erkannt, nicht aber ὁμοουσια. Dem Verſtändigen iſt dis genug. Da der Verfaſſer unbekannt ſeyn will, ſollte ich nicht ſagen, wen ich im Verdacht habe; weil ihm aber die Briefe von Seiten der Gelehrſamkeit Ehre machen, ſo mags unter uns geſagt ſeyn, daß ich glaube, der Paſtor und Profeſſor **Vernet** habe dieſe mit Anekdoten, Geiſt und Gelehrſamkeit vollgepfropften Briefe geſchrieben. Er iſt vorher aus verſchiedenen gelehrten Arbeiten bekannt, und muß nicht mit dem vorhergenannten Hrn. **Vernes** verwechſelt werden. **Vernet** iſt der älteſte Profeſſor in der Theologie und ſchon bey Jahren. Nun habe ich Ihnen die ganze Sache vor Augen gelegt, und bin der Wahrheit näher gegangen als Hr. **d'Alembert**; ich will noch dazu ſetzen, daß dieſe Lehre nicht nur in Genf, ſondern, wie man mich verſichert, in der ganzen reformirten Schweiz, auſſer Bern, angenommen iſt; wenn ich auf der Stelle ſelbſt hinter die Wahrheit komme, will ichs Ihnen ſagen. Die Anmerkung darf ich auch nicht vergeſſen, daß der Arianiſm noch nicht ſo allgemein in Genf angenommen iſt, ich habe Paſtoren gefunden, die ſich ſehr genau an die alte Orthodoxie halten, auſſer ihnen alle vom gemeinen Haufen, die den neuen Catechiſm nicht gelernt haben: denn man läßt hier eine vollkommene Freyheit, niemand wird zu einem Bekenntniß oder Formular gezwungen,

keine

keine andere Richtſchnur wird erkannt, als nur die kanoniſchen Bücher, die ein jeder auslegt, wie er ſie verſteht. Kalvins Katechiſm iſt nicht abgeſchafft, obgleich man nach und nach ſo weit von verſchiedenen ſeiner Lehrſätze abgegangen, und der Arianiſm ſo ſehr Mode geworden iſt. Aber genug von dieſer Misgeburt.

Hier darf ich nicht übergehen, daß das Wort Prieſter oder Prêtre in Genf, und, wie man mich hier verſichert, in mehreren proteſtantiſchen Ländern ein Schimpfname iſt. Sagt man von jemand: c'eſt un Prêtre, ſo heißt das, er iſt ein unwiſſender Stümper, wie ein katholiſcher Prieſter; ſo weit iſt man im Haß gegen alles, was papiſtiſch iſt, gekommen, daß man dem Namen ſelbſt einen Fleck angehängt hat. Ich verſahe mich anfangs ſehr darin, da ich nicht nur als Schwede an dieſen Ehrennamen, ſondern auch als den allgemeinſten Ausdruck in Frankreich und Italien, den geiſtlichen Stand zu bezeichnen, dran gewohnt bin. Brauchte ich aber hier das Wort von jemand, ſo ſahe man ſich einander an, und verwunderte ſich über eine ſo offenherzige Verachtung; ich merkte bald meine Thorheit, und ließ mich belehren. Miniſtre iſt hier der allgemeine Name der Prediger, ſo nennen ſie auch die Katholiken überall, wo proteſtantiſche Prediger ſind: denn ſie behaupten, daß die Prieſterſchaft bey keinen andern als bey denen angetroffen wird, die ſie vom Apoſtel **Petrus** durch eine ununterbrochene Folge in der Prieſterweihe empfangen haben, worauf ſich die Ketzer nicht berufen können. Den Namen

men alſo, den die Katholiken zu heilig halten, um ihn der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit zu geben, hält man in Genf ſo gemein, daß man ihn nicht führen will; ſo kommen beide in einem Zweck, obgleich aus ſo ſehr ſtreitigen Gründen, überein. In Rom und Paris ſtritt man durchaus dagegen, daß Schweden ſowol Biſchöfe als Prieſter hätte, ich brachte die Frage von der Theologie und Kirchengeſchichte auf die Geographie, und bat, dieſe beſſer nachzuleſen. Ein Genfer würde herzlich gern zugegeben haben, daß dort weder Biſchof noch Prieſter ſey: doch kann ichs nicht anders als ſehr ſonderbar nennen, von der presbyterianiſchen Kirche zu ſeyn, und doch keine Prieſter zu haben, welches nur ein Zuſammenzug und Verkürzung von Presbyter iſt.

Sie werden ohne Zweifel wiſſen wollen, wie denn hier die Lehrer gebildet und eingeweihet werden, da hier kein Biſchof iſt. Der Kandidat muß verſchiedene Prüfungen vor der vénérable Compagnie des Paſteurs durchgehen, worin einer von den Paſtoren jeder ſeine Woche den Vorſitz hat, und dann Moderateur heißt. Ich war bey einer Prüfung zugegen; der Kandidat predigte über einen durchs Loos gewählten Text, worauf er nicht mehr als zwey Tage zur Vorbereitung bekömt. Er predigte ſchön vom jüngſten Gerichte, war ſehr rührend; zuweilen aber blieb er ſtecken, vermuthlich weil er nicht gewohnt war, in Gegenwart ſo würdiger Greiſe zu reden; zuweilen fehlte er in der Sprache ſelbſt, ſagte: Vous Vous diſtraiſez: anſtatt diſtrayez, ohngeachtet es ſeine Mutterſprache war.

Die

Die nachherige Ceremonie ſelbſt iſt nichts anders, als daß der Moderateur für die Woche ihm die Hände unter Gebet und Anrufung Gottes auflegt, und dann iſt er Miniſtre. Hernach iſt der erſte Grad Apôtre, das ſo viel als bey uns Gehülfsprediger oder Kapellan iſt; Apôtre heißt insbeſondre einer, der auf dem Lande prediget: ſo tief iſt der apoſtoliſche Namen hier in ſeinem Werth gefallen, doch nicht ſo tief als der prieſterliche. Bekomt er hernach eine Gemeine, ſo wird er Paſteur, welches hier der höchſte Grad iſt. Alle dieſe verſammleten Paſtoren machen die vénérable Compagnie des Paſteurs. Dis iſt nicht daſſelbe was Conſiſtorium heißt, denn darin haben auch gewiſſe Männer von der Regierung Sitz und Stimme, wovon ich Ihnen vor drey Jahren, da ich hier zum erſtenmal war, werde geſchrieben haben. Alle Kirchenceremonien werden hier ohne Ceremonie verrichtet, z. B. das öffentliche Abendmahl, (denn privatim wirds hier nicht gereicht,) wird ſo ausgetheilet. Etwa mitten in der Kirche werden 2 gedeckte Tiſche, (denn ein Altar iſt nicht da,) für jedes Geſchlecht einer geſetzt. Beicht und Abſolution kennt man hier nicht. Zwey Miniſter ſitzen an jedem Tiſche, der eine an der einen Seite hat einen groſſen Haufen Brodſcheiben vor ſich, jeder Communicant tritt zu ihm, er bricht einen Biſſen Brod von der Scheibe, und giebts dem Communicanten, der es nimt und ſelbſt in den Mund ſteckt, einen Bückling macht, denn niemand liegt auf den Knien, und zum andern Miniſter geht, der am andern Ende des länglichen Tiſches ſitzt;

 dieſer

dieſer giebt ihm den Kelch, woraus er trinkt und ihn weiter dem nächſtfolgenden Communicanten giebt, ſo geht der Kelch aus Hand in Hand, bis er leer wird, da der Miniſter einen andern vollen Kelch hergiebt, den ſie einander zureichen: jeder Communicant geht aus der Kirche nach Hauſe, ſo bald er aus dem Kelch getrunken hat, und dann iſt alles geſchehen. Eben das thun die Frauensperſonen an der andern Seite der Kirche, verheyrathete und unverheyrathete: denn Mann und Frau gehen nicht zuſammen. Wenn der Miniſter das Brod giebt, ſo ſagt er, welchen Spruch aus der Bibel er will, zu dem Communicanten; ein gewiſſes Formular iſt nicht angenommen. Auch bey einer Copulation in der Kirche war ich zugegen: dis war weiter nichts, als daß der Paſtor nach geſchloſſenem Gottesdienſt auf die Kanzel ſtieg, ein Stück aus der Bibel las, und hernach Braut und Bräutigam, die unten vor ſtanden, fragte, ob ſie einander lieben wollten, worauf ſie mit einem Bückling antworteten, und ſo war alles in weniger als einer Viertelſtunde aus. Dann gehn die Neuverheyratheten nach Hauſe; die Braut geht mit ihrem Manne, und nicht mehr zu Vater und Mutter; ein Haufen Kinder ſind unten verſammlet, die Geſänge ſingen, dieſen werfen die Neuverheyratheten Zuckerbrod, oder, wie mans hier nennt, des Pierres de Bernard, einige auch, ſo wie ein jeder es thun kann, Geld zu; hernach halten ſie eine Abendmahlzeit. Doch ich bin in Kirchenſachen vor dismal gegen meine Gewohnheit weitläuftig genug geweſen.

Vom Collegium oder Gymnaſium und der Akademie werde ich vorhin geſchrieben haben. Es ſind zwey verſchiedene Stiftungen. Im Collegium fångt man an, es hat 9 Klaſſen, in der erſten lernt man leſen, in der andern ſchreiben, dann komt man zum Latein u. ſ. w. In jeder Klaſſe iſt ein Regent oder Lehrmeiſter, der den Unterricht verſieht. In allen Klaſſen werden den Fleißigen Preiſe zugetheilt. Die Aufſicht über das Collegium haben die Profeſſoren, insbeſondere aber der Rector, und ein Principal, der im Collegium wohnt. Doch von dieſem allen werde ich ſchon vor drey Jahren geſchrieben, auch zugleich alle Fehler des Hrn. Grosley verbeſſert haben, die er in Genf gemacht hat; ich bedaure den guten Mann, der hier, ſo wie überall in Italien, keine gute Addreſſen gehabt haben mag, denn niemand kennt ihn; aber ſein Buch hat unſrer Nation keine Ehre gemacht, da ers unter dem Namen von Deux Gentilshommes Suédois herausgegeben; es haben uns hier und an andern Orten viele gefragt, ob wir die Verfaſſer kennten, oder einigen Antheil an ſo flüchtigen Anmerkungen hätten, worin man mehr Witz als Wahrheit antrifft.

Ich will hier ſchlieſſen, wenn ich Ihnen nur noch melden darf, daß hier kürzlich ein neuer Profeſſor in den morgenländiſchen Sprachen, Hr. de Roches, anſtatt des Hrn. Cointe geworden, der Abſchied genommen hat. Hr. de Roches iſt ein junger und geſchickter Mann, nur 28 Jahr alt. Er iſt kurz vor unſrer Ankunft hieſelbſt öffentlich geprüft, und unter den Suchenden der geſchickteſte

 befun-

den worden. Die Prüfung geſchieht im Rathsſaale vor den 200 Rathsherren, nebſt den Profeſſoren und Paſtoren. Die Materie iſt die hebräiſche Bibel und der chaldäiſche Thargum; man braucht Buxtorfs Bibel, die man mit einer zwiſchen die Blätter geſteckten Nadel öffnet, damit kein Unterſchleif vorgehn möge; der Suchende muß dann aus dem Stegreife den von ohngefähr getroffenen Spruch erklären, und auf alle Fragen, die man ihm vorzulegen für gut findet, antworten können. In den übrigen Mundarten wird er nicht geprüft. Ich habe Hrn. de Roches gerathen, ſich mit Ernſt auf das Arabiſche zu legen, worohne es unmöglich iſt, das Hebräiſche, eine ſeit 2000 Jahren völlig todte Sprache, zu verſtehn, er hat ſichs auch im Ernſt vorgenommen. Der neue Profeſſer wurde am verwichenen Sonntage in der Kirche als Paſtor eingeführt: dis geſchahe blos durch eine Rede, die ein andrer Profeſſor und Paſtor auf der Kanzel nach geſchloſſener Predigt hielt, worin er die Pflichten eines Predigers erklärte, und nachher das Lob ausführte, das der neue Profeſſor und Paſtor verdiente; dieſer ſaß unten an der Kanzel in dem Stule, worin ſonſt gewöhnlich le Chantre oder der Küſter in allen reformirten Kirchen ſitzt. Doch von Kirchengebräuchen habe ich ſchon vorhin ziemlich reichlich geſprochen.

Vierter Brief.

Genf, den 22ſten September, 1778.

Es war uns ſehr empfindlich, den Prinzen Franz von Meklenburg-Schwerin, nebſt dem Kammerherrn und Ritter von Ueſcdom, diſsmal zu vermiſſen, die uns während unſers Aufenthalts in Genf 1770 ſo viel Güte bewieſen, wovon ich Ihnen damals eine getreue Beſchreibung gemacht habe. Der Prinz iſt vor zwey Jahren zurückberufen worden, die Art ſelbſt aber, wie es geſchehen, wird, nach dem zu urtheilen, was hier Vornehme und Geringe davon zu ſagen wiſſen, kein ſehr glänzender Auftritt in der Geſchichte des regierenden Herzogs werden. Hingegen hatten wir das Vergnügen, Mylord Stanhope und ſeinen Sohn Mylord Mahon hier noch vorzufinden, beide beweiſen uns, daß ſie noch die nämlichen Freunde ſind. Sie ſind beide Bourgeois de Geneve geworden, und denken nach einem neunjährigen Aufenthalte hieſelbſt, da der Lord Mahon nun mündig geworden iſt, nächſtens nach London zurückzureiſen. Durch ſeine Fertigkeit im Bogenſchieſſen iſt er hier Commendeur des Tireurs à l'Arc geworden, welches in Genf eine groſſe Ehre iſt. Dieſer Geſellſchaft hat er eine groſſe goldene Schaumünze gegeben, die der Commandeur zum Andenken tragen ſoll: ſie ſtellt Apoll vor, wie er den Typhon erſchießt, auf dem Rande ſteht Lord Mahons, als itzigen Commandeurs, Name. Auch hat er Geſetze für dieſe Bogenſchützen drucken

laſſen, die auch vom Rathe beſtätiget worden: Ordonnances pour le noble Exercice de l'Arc 1773. à Geneve par Mylord *Charles Stanhope*, Vicomte *Mahon*, Commandeur, in 8. Auſſer dem iſt er Cornet der Genfer Dragoner geworden, und die Regierung hat ihm eine ſchöne goldene emaillirte Schaumünze mit ſeinem Wapen und Namen gegeben, die er am Halſe trägt. Doch dis mag von ſeinen kriegeriſchen und bürgerlichen Verdienſten genug ſeyn: nun etwas von ſeinem Werth als Gelehrter. Ich werde Ihnen vormals geſagt haben, daß Lord Mahon ſchon in den zarteſten Jahren einen mathematiſchen und mechaniſchen Kopf hatte; nun hat er eine Arbeit an die Kopenhagner Akademie geſandt, worin er von der Ausdehnung der Metalle in einer Penduluhr handelt. Er iſt auch Mitglied der Königlichen Geſellſchaft in London geworden, und noch nicht über 20 Jahr alt. Mylord Stanhope läßt Opera poſthuma Simſonis auf ſeine Koſten in Glasgow drucken. Er hat die Güte gehabt, mir eine ſehr rare Arbeit über Homer zu leihen, die den Titel hat: An Eſſay on the original Genius of *Homer*. London 1769. 70 Seiten in groß Quart. Eine Ausgabe iſt nie davon gemacht, nur 5 bis 6 Exemplare hat der Verfaſſer für ſeine Freunde drukken laſſen, um ihr Gutachten drüber zu erhalten, in welcher Abſicht es durchſchoſſen worden, damit man Raum zu Anmerkungen habe. Der Verfaſſer iſt Hr. **Robert Wood**, großbrittanniſcher Unterſtaatsſekretair, der nämliche, der die Ruinen von Palmyra, auch die Ruinen von Balbek mit ſo ſchönen

Kupfern

Kupfern herausgegeben hat. Nun iſt er todt, er war im Proceß gegen Wilkes 1763 bekannt, wurde zu einer Strafe verurtheilt, weil er Wilkes Papiere nehmen laſſen u. dgl. Er giebt in dem Werke ſeine Gedanken von Homers Vaterlande, Reiſen, Seefahrten, Erkenntniß, Clima, Religion, Mythologie, Sitten, Gebräuchen und Sprache; er betrachtet ihn als Geſchichtſchreiber, Zeitrechner, und endlich als Weltweiſen; alles dieſes, ſagt er, macht Homers Originalgeiſt. Es iſt ein ſehr gelehrtes Werk, der Verfaſſer reiſete eigentlich ganz Griechenland und Kleinaſien durch, um alle Oerter, die Homer beſungen, zu beſehn und kennen zu lernen. Neulich hat man mir geſagt, daß dieſes Werk zum Glück nun nicht mehr ſo rar iſt.

Wir haben das Vergnügen gehabt, Hrn. Jennings und ſeine reizende Frau bey gutem Wohlſeyn wieder zu finden; wir ſind ſehr oft bey ihnen auf ihrem angenehmen Landgute und Weinberge, nicht weit vom Stadtthore, und werden ungemein gütig und wohl empfangen. Wir gehn hier ſehr viel mit dem Baron Hamilton, franzöſiſchen Dragonercapitain, Sohn des Reichsraths, um. Er iſt hieher gekommen, um ſeinen Mutterbruder Hrn. Jennings und ſeine alten Freunde zu beſuchen; er iſt hier erzogen. Er iſt jung, und ſehr artig, ein munterer Officier, ſchön und groß von Wuchs. Wir hatten die Ehre, ihn in Paris zu ſehen, als Se. Königl. Hoheit, der Herzog Karl von Södermanland, da war. Er denkt bald von hier nach Nancy, wo er in Beſatzung liegt, zurückzureiſen.

Eine ſehr angenehme Veränderung iſt ſeit unſerm letzten Hierſeyn bey der hieſigen Bibliothek geſchehen. Paſtor Diodati iſt erſter Bibliothekar geworden, und die Bücher ſind ſeitdem in einer beſſern Ordnung. Einen artigern, reichern und gefälligern Bibliothekar haben wir auf unſern Reiſen kaum getroffen. Seitdem wir in der Bibliothek gearbeitet haben, bittet er uns allzeit des Abends mit ſich nach Hauſe, um den Abend mit ſeiner reizenden Familie zuzubringen, angenehme Concerte zu hören, und nachher zu Abend zu eſſen; ja wenn wir in der Bibliothek ſind, läßt er ſogar dahin Erfriſchungen holen; kurz er vergnügt alle Arten des Geſchmacks, und füllt zugleich Gehirn, Ohren, Mund und Magen; ich kann mit Recht noch die Augen hinzuſetzen, denn er hat ſehr ſchöne und artige Töchter, fünf an der Zahl, nebſt drey Söhnen, alle wohl erzogen, alle verſtehn die Muſik, ſpielen irgend ein Inſtrument und ſingen; wir hören hier die Muſik allzeit in der Geſellſchaft der Muſen. Es iſt kränkend, an den Abſchied von einem ſo angenehmen Hauſe zu denken, beſonders da Hr. Diodati und ſeine artige Frau uns hier behalten wollen, unterdeſſen daß die Bibliothek in Ordnung geſtellt wird, da ich die beßte Gelegenheit habe, einen ſo einſichtsvollen Bibliothekar zu nutzen, und wir zuſammen ein recht vollkommnes Vergnügen genieſſen können. Hrn. Diodatis Vorfahren ſind von Lucca in Italien, ſie ſind unter der Reformation nebſt vielen andern Familien hieher nach Genf ausgewandert; es war ſein Aeltervater, der

die

die ganze Bibel ins Italieniſche überſetzte und 1641 herausgab, die in Italien verboten und ſo ſehr rar iſt; er gab ſie auch 1644 franzöſiſch heraus. Beide ſind in Folio und hier in der Bibliothek zu finden, man kann hier auch Exemplare zu kauf haben, da ſie hier gedruckt ſind, obgleich der Ort in der italieniſchen Ausgabe nicht geſetzt iſt. Sie iſt auch in Leipzig in Octav gedruckt. Es war ſein Vater, der von Lucca nach Genf kam; zwiſchen ihm und **Fra Paolo Sarpi** in Venedig war ein beſtändiger Briefwechſel, Sarpis Originalbriefe finden ſich noch in einem gewiſſen Hauſe hier in der Stadt, das dieſe Anekdoten ſo wohl verwahrt, daß weder Fremde ſie zu ſehen bekommen, noch die Familie ſie zurück erhalten kann.

Von der Bibliothek werde ich Ihnen während meines vorigen Aufenthalts hieſelbſt ſchon geſchrieben haben. Erwähnte ich damals, daß unter den vielen Gemählden von groſſen und berühmten Männern, die dieſe Bibliothek ſchmücken, auch König Guſtaf Adolf und Karl *XII.* ſind? Hier findet man auch Gemählde von allen Verbeſſerern in der Kirche, von **Johann Viclef** an, dann **Huß, Luther, Zwingli; Calvin** verſteht ſich von ſelbſt, dieſen hat man auch in einem hölzernen Bruſtbilde. Ferner iſt hier eine Sammlung Gemählde von allen berühmten Genfern, wie von **Spanheim, Diodati, Turretin, Drelincourt** u. ſ. w.; auch von andern groſſen Männern, als **Erasmus, Scaliger, Descartes, Coligni.** Auſſerdem eine Menge Medaillons nach Antiken in Bronz, die **Brutus, Marius,**

Sylla,

Sylla, Cicero, Seneca, Scipio u. a. vorſtellen, ſie ſind den Originalen, die wir in Italien geſehen haben, ſehr gleich, vorzüglich Cicero. Auf Handſchriften will ich mich nicht einlaſſen, es würde mich zu weit führen. Doch darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß ſich hier le Treſor de *Brunet* in der Handſchrift auf fein Pergamen oder Velin in Folio findet. Brunet lebte in Florenz in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und brachte daſelbſt Neigung und Geſchmack an Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften in die Höhe; er wurde mit allen Guelfen von Florenz ausgetrieben, und flüchtete nach Frankreich, wo er dieſes Buch in franzöſiſcher Sprache ſchrieb; er ſtarb 1295. Merkwürdig iſts, daß er im 113ten Kapitel des erſten Buchs von les deux faces de la pointe de l'aiguille aimantée, die beym Segeln gebraucht wurde, das heißt, vom Kompaß, etwa 40 Jahr vor 1300 ſpricht; noch mehr, Brunet ſpricht davon als von einer bekannten Sache, die im allgemeinen Gebrauch iſt, nicht aber als von einer neuen Erfindung. Hier ſind Bedas Erklärungen über verſchiedene Bücher des neuen Teſtaments, auf Pergamen aus dem 9ten Jahrhundert. In ſeiner Erklärung der Briefe Johannis findet ſich nicht ein Wort von den drey Zeugen im Himmel, 1 Joh. V. 7. Alſo war dieſer Spruch zu Bedas Zeiten, das iſt im Anfange des 8ten Jahrhunderts, nicht in der Bibel. Es iſt doch merkwürdig, daß Beda überall der lateiniſchen Vulgate folgte, worin er alſo damals auch nicht ſtand; denn in keiner ächten griechiſchen Handſchrift hat er ſich bisher

gefun-

gefunden. Alſo ein ſtarker Beweis, daß er nachher in die Vulgate eingeflickt worden; ich erinnere mich nicht, daß jemand dieſen Grund gebraucht hat, ohngeachtet Bedas Werke gedruckt und allgemein bekannt ſind. Hier iſt eine groſſe lateiniſche Bibel in einer ſo anſehnlichen Handſchrift, daß ſie für einen Mann eine völlige Laſt iſt, ſie von der Stelle aufzuheben; ſie iſt etwan im 10ten Jahrhundert geſchrieben, über dem i hat ſie keinen Punkt, der damals nicht gebräuchlich war. Pauli Briefe ſtehn zuletzt, die andern, nebſt der Offenbarung, gehn vorher. Der erſte Brief Johannis hat die Ueberſchrift: Epiſtola ad SPARTOS, das den Gelehrten viel zu ſchaffen gemacht hat, einige habens für Spartanos nehmen wollen. Ich glaube, daß der Abſchreiber, der ein Italiener war, ſich geirrt, und in der Eile Spartos für Sparſos als vor einem katholiſchen Briefe, geſchrieben hat; dis war um ſo viel leichter, da es im Italieniſchen gebräuchlicher iſt, ſparti als ſparſi von ſpargere zu ſagen: daß aber der Schreiber ein Italiener geweſen, iſt daraus klar, daß in dieſer Bibel faſt durchgehends michi, nichil, wie die Italiener mihi, nihil, ausſprechen, geſchrieben iſt; ein Schreibfehler, der auch in der merkwürdigen Bibelausgabe vom Jahr 1462, obgleich in der deutſchen Stadt Mayntz gedruckt worden, welches beweiſet, daß das Original in Italien geſchrieben, und der Setzer ein ſklaviſcher Nachbeter war. In dieſer Handſchrift der Bibel findet ſich der ſtreitige Spruch von den drey Zeugen im Himmel, er ſteht aber nach den drey Zeugen auf

Erden.

Erden. Von der hier befindlichen Handſchrift auf ägyptiſche Papyrus werde ich ohnfehlbar vorhin geſchrieben haben: damals war es mir eine ſehr groſſe Seltenheit, nachher aber habe ich in Italien ſehr viele geſehen. Dis enthält Stücke aus verſchiedenen Predigten Auguſtins: das erſte, das hier vorkomt, iſt ein Theil von Sermo de converſione Sancti *Pauli* XXXVI. de dimenſis, auf 53 Folioblättern, wovon nur 37 von ägyptiſchem Papyrus und die übrigen 16 von Pergamen ſind; ſie ſind nicht ſehr ordentlich eingebunden. Die Handſchrift iſt aus dem 6ten oder 7ten Jahrhunderte, alles mit groſſen Buchſtaben, alle Worte, die ganze Zeile durch, zuſammengehängt, als wäre es ein einziges Wort, aber am Ende des Sinnes ſteht ein Punkt, zuweilen auch ein Semicolon, oder ein Comma, oft ein Ausrufungszeichen, oder auch ein umgekehrtes Semicolon ', dieſe Handſchrift, nebſt vielen andern hier befindlichen iſt aus des Parlamentsraths Alexander **Petavs, Paul Petavs** Sohns, Bibliothek, deſſen Wapen drauf ſteht. Die Königinn **Chriſtine** kaufte einen Theil ſeiner Handſchriften, die itzt in der vaticaniſchen Bibliothek ſind, die übrigen kaufte Hr. **Lullin**, und ſchenkte ſie in dieſe Bibliothek; daher komts, daß ſich hier ſo vieles zur franzöſiſchen Geſchichte gehöriges findet, das verſchiedene Anekdoten enthält, und von einem neugierigen Forſcher unterſucht zu werden verdient. Hier iſt König **Philipp** *IV.* oder des Schönen Haushaltungsrechnung auf ſechs längliche Holzſcheiben, mit ſchwarzem Wachſe, worein geſchrieben iſt, überzogen; dieſe

Rech-

Rechnung enthält die letztern 6 Monate vom Jahr 1308. Ich meyne, die dazu gehörige Hälfte, wenn ich mich recht entſinne, in Florenz geſehn zu haben, habe aber eben meine italieniſchen Papiere nicht bey der Hand. Hier iſt auch ein anderes vollgeſchriebenes Blatt von Papyrus, das unter einem Glaſe verwahrt wird. Ferner lange Rollen mit hebräiſcher Schrift, auch eine lange Rolle in griechiſcher Sprache. Ein groſſes Scutum votivum von Silber, das man in der hier vorbeyflieſſenden Arve gefunden, Kaiſer **Valentins** Name ſteht drauf, nebſt vieler erhabenen Arbeit, alſo iſts aus ſeiner Zeit; ich meyne, daß es in **Montfaucons** Antiquités expliquées abgezeichnet iſt. In der Bibliothek iſt auch ein ſchönes Naturalienkabinet, das Hr. **Bourguet** hingeſchenkt hat, es hat viele Schnecken und Verſteinerungen, unter andern einen verſteinerten Seepferdszahn, wie eine geballte Fauſt groß. Unter andern Seltenheiten wird eine Handſchrift von Mademoiſell **Waldkirch** vorgezeigt, die blind geboren geweſen, dem ohngeachtet hat ſie eine ſehr ſchöne Hand geſchrieben; ihr Vater war Kaufmann in Genf geweſen, aber von Schafhauſen hingekommen. Doch vielleicht bin ich ſchon zu weitläuftig geweſen.

Nun ſollte ich erzählen, wie anſehnlich der franzöſiſche Reſident Hr. **Hennin** ſeine Bibliothek, ſeitdem wir letzt hier geweſen, mit gedruckten Büchern und Handſchriften vermehrt hat, allein ich muß mich begnügen, eine merkwürdige Handſchrift von 11 Foliobänden zu nennen, die alle Papiere

des

des Marquis du Pleſſis Chatillon enthält, der ganzer 30 Jahre in der Mitte des 17ten Jahrhunderts unter den Kardinälen Richelieu und Mazarin, theils als Feldmarſchall in Catalonien und der Lombardey, theils als gevollmächtigter Miniſter bey verſchiedenen Fürſten in Italien und Botſchafter in Venedig gebraucht worden; es finden ſich darunter eine Menge Originalbriefe von Fürſten, Miniſtern und Geſandten ſeiner Zeit. Ich werde ſchon geſagt haben, daß der Reſident verſchiedene politiſche Schriften und Anekdoten von Schweden, wie vom Reichstage von 1756, in 3 groſſen Foliobänden beſitzt. Er hat viele rare Bücher, auch koſtbare und rare Kupferſtiche von dem berühmten Balechou, wie ſeinen Seehaven, ſeinen Sturm, auch das ſo höchſt ſeltene Bildniß König Auguſts *III.* in Polen, das die Aufſchrift hat: *Auguſte III.*, Roi de Pologne, Electeur de Saxe. Peint comme Prince Royal et Electoral pendant ſon ſéjour à Paris, en 1715, par le Chevalier *Hyacinth Rigaut.* Gravé par *J. J. Balechou*, natif à Arles 1750. Dis iſt das gröſste Meiſterſtück, das er gemacht hat, es koſtet 10 Louisd'or. Mehr will ich nicht hinzuſetzen, als nur, daß uns der Reſident, ſo wie das vorigemal, viele Höflichkeit und Freundſchaft erzeigt.

Wir haben auch die Bekanntſchaft mit Hrn. Profeſſor de Sauſſure erneuret, der neulich mit ſeiner artigen Frau und Tochter von 8 Jahren von ſeiner Reiſe nach Italien und Sicilien zurückgekommen iſt. Die Tochter hat das ſeltne Glück gehabt, daß Se. Heiligkeit Pabſt Clemens *XIV.* ſie in

Villa

Villa Patrici, gleich auſſen vor Rom, umarmt hat. Hr. de Sauſſure zeigte mir unſers ſchwediſchen Ferbers Briefe über Italien, die in dieſem Jahre in Prag 1773 auf 407 Seiten in Octav gedruckt worden; ich ſahe ſie hier zum erſtenmale, er rühmt ſie wegen der vortreflichen Bemerkungen, die ſie in der Naturgeſchichte von Italien enthalten, unbeſchreiblich. Er wünſcht mit Hrn. Ferber in Briefwechſel zu kommen, und hat mich gebeten, es ihm zu vermittlen; ich trage es Ihnen auf, und bitte um viele Grüſſe an Hrn. Ferber, unſern Reiſegefährten auf ſo vielen Stellen in Italien. Eben ſo rühmt Hr. von Sauſſure des Herrn Profeſſor und Ritter Johann Gottſchalk Wallerius letztere lateiniſche Ausgabe ſeiner Mineralogie, die in Stockholm 1772 in 8. herausgekommen, ungemein; die ſchönen Zuſätze und darin gemachten Veränderungen gefallen ihm auſſerordentlich wohl. Hr. von Sauſſure hat ein ſeyr prächtiges Naturalienkabinet, nebſt ſchönen phyſiſchen, beſonders elektriſchen Werkzeugen, nun hat er auch einen Blitzableiter geſetzt: in ganz Genf war den Leuten anfangs bange, er mögte den Blitz auf ſie herunter leiten, und ſie ſetzten ſich ſehr gegen die Aufrichtung dieſes Werkzeugs; allein er gab eine Schrift heraus, worin er den Vortheil davon zeigte. Beſonders iſts, daß ein bloſſer Chatelain (Burgvogt) bey Chamauni in Savoyen, wo die Eisberge ſind, Namens Paquard, der erſte war, der die Beobachtung machte, daß Funken aus einer eiſernen Stange kamen, wenn es donnerte; er kam nachher um das

Jahr 1754 nach Paris, und ſahe den Abt Nollet elektriſche Verſuche machen; dieſem erzählte er, was er geſehen, und daher lernte Nollet die Verbindung zwiſchen dem Donner und der Elektricität. Der vorige Bibliothekar hier in Genf, Jallabert, iſt der erſte geweſen, der Krankheiten durch die Elektricität geheilt hat. Dieſe Anekdoten habe ich von Hr. de Sauſſure. Hr. de Sauſſure hat das ſo ſeltne Glück, ein reicher Gelehrter zu ſeyn; ſeine Reichthümer hat er mit ſeiner braven und ſchönen Frau, eine geborne Lullin Boiſſier; man hält ihn gegenwärtig für den reichſten Genfer, auch bewohnt er das ſchönſte Haus in der Stadt, nebſt einem überaus ſchönen Garten und einer vortreflichen Ausſicht. Das Haus iſt vom Großvater ſeiner Frau, Hrn. Lullin Boiſſier, gebauet, der ein reicher Banquier in Paris war; allein durch ein ganz ſonderbares Schickſal, das ich kurz erzählen will, hat er niemals ſelbſt einen Fuß drin gehabt. Er ſchickt den Riß zum Hauſe von Paris, giebt ſeine Befehle, das Haus wird geſchwind aufgebaut, ausmöblirt, und alles fertig. Nun reiſet Hr. Lullin von Paris nach Genf, um ſein ſchönes Haus zu beziehen, allein, da er zur Stadt komt, iſts zu ſpät, die Brükken ſind ſchon aufgezogen; er ſieht das Haus in der Nähe, und muß gleichwol über Nacht in einem andern Hauſe auf der Ebene Plein-Palais ſchlafen; des Morgens denkt er in ſein neues Haus einzugehn, allein frühe findet man ihn todt im Bette, ſo friſch und geſund er ſich am Abend hineingelegt hatte. Sonderbar wars auch, daß der Baumeiſter,

der

der die Zeichnung vom Hauſe gegeben, die Küche vergeſſen hatte, als zur Vorbedeutung, daß der Beſitzer nie in ſeinem Hauſe eſſen, alſo keiner Küche bedürfen würde. Nachher hat man ein anderes Zimmer dazu angewandt, und wir können aus der Erfahrung bezeugen, daß Küche und Tiſch gegenwärtig dem Hauſe völlig entſprechen. Hr. d'Alembert hatte einen artigen Einfall, da er dis Haus ſahe: „Schade, daß der Mann, der ein ſolches Haus aufführen laſſen, keine Spitzenmanſchetten tragen durfte," denn es ſind hier Geſetze gegen den Aufwand, die Mannsperſonen dürfen keine andere ſeidene Zeuge tragen, als ſchwarze u. dgl.; dem Frauenzimmer ſind nun Fallblätter erlaubt; auch hat man ſeit 2 Jahren Sänftenträger freygegeben.

Die innerlichen Uneinigkeiten in Genf ſind nun zum Vortheil der Bürgerſchaft beygelegt, wodurch die Demokratie einen Schritt mehr gewonnen hat; allein viele glauben, daß das Feuer unter der Aſche nur halb gedämpft liegt, und der Magiſtrat wieder ſuchen wird, ſeine ehemalige Macht, ſo bald ſich nur die Gelegenheit findet, zu bekommen. Itzt iſt alles ruhig und ſtille. Wachen werden weiter nicht von der Bürgerſchaft gehalten, wie da wir das erſtemal hier waren; auch hört man nicht mehr von les Repréſentans, les Négatifs, les Natifs, und was für Namen ſie ſonſt hatten, reden.

Von Hrn. de Lucs ſchönem Muſchelkabinet und Sammlung von Verſteinerungen, die ihres gleichen nicht hat, habe ich Ihnen ſchon vorhin geſchrieben. Schrieb ich auch, daß er, ſo viel man

 weiß,

weiß, der einzige in der Welt iſt, der Echiniten mit ihren Stacheln in Silex oder Feuerſtein verſteinert beſitzt? Die Stacheln, les piquans, hat man wohl verſteinert unter dem Namen lapis Judaicus, weil ſie an den Küſten von Paläſtina und auf dem Berge Carmel gefunden, und an Pilgrim für verſteinerte Oliven oder andere Früchte, auch als ein Gegengift gegen gewiſſe Krankheiten, verkauft werden, allein der Körper vom Echinus marinus, nebſt den Stacheln dran, iſt ſonſt nirgend vorhanden. Aber Hr. de **Luc** hat nicht Trochinus ſolaris, den ich noch nie in einem von den unzählbaren Kabinetten, die ich geſehen, auſſer bey dem Archiater und Ritter von **Linnee** in Upſala, gefunden habe, der mirs auch vorher ſagte, daß ich nicht oft ſeines gleichen antreffen würde, und mich bat, es ihn wiſſen zu laſſen, wenn und wo ich ihn ſehen würde; bisher habe ich noch nicht das Vergnügen gehabt, ihm mit dieſer Neuigkeit aufzuwarten.

Ich muß Ihnen hier eine Begebenheit erzählen, die den Aerzten ein Geheimniß iſt. Ein Mädchen von 15 Jahren hier in Genf ſoll nun 7 Jahr lang eine lebendige Schlange im Magen haben, die ſie, wie man meynt, im Waſſer eingetrunken hat; eine lange Haut iſt ihr abgegangen, die itzt in Weingeiſt bey einem hieſigen Apotheker verwahrt wird; ich ging hin, ſie zu beſehn, ſie ſieht doch keiner Schlangenhaut gleich: obs aber ein langer Wurm oder ein fetter Auswuchs der Gedärme iſt, überlaſſe ich andern zu beurtheilen.

Lieber

Lieber will ich von den groſſen Meiſterſtücken in der Mechanik und Uhrmacherkunſt reden, die wir hier geſehen haben. Hr. Morand zeigte uns eine Repetiruhr in einem goldenen Ringe, wo die Uhr nicht gröſſer war, als ein mäßiger Stein im Ringe. Wir ſahen goldene Stockknöpfe, auch Schnupftobacksdoſen mit Uhren bey ihm, dieſe ſpielen eine Arie; itzt arbeitet er an einer Uhr mit einem Glokkenſpiel in einem Ringe, die 3 Arien ſpielen ſoll. Die Uhren in Ringen koſten von 18 bis 20 Louisd'or, nach dem Werth der Steine, denn alle ſind mit Diamanten beſetzt. Einen ſo geſchickter Meiſter in dieſen Arbeiten haben wir ſonſt nirgend geſehen. Zwar hat man davon ſagen hören, daß der König von Spanien an einem Galatage ein Kleid angehabt, worin jeder Knopf eine Uhr mit einem Glockenſpiel hatte, welche ſpielten, wenn Se. Majeſtät tanzte. Mit einer ſo lieblichen Muſik ſey dieſer Brief geſchloſſen.

N. S. Doch darf ich noch eine Anmerkung zu meinem Briefe vom 7ten von hier hinzuſetzen, wo ich die Materie von den Kröpfen der Savoyer ſchlieſſe? Sie iſt dieſe: Was man franzöſiſch les Goitres, italieniſch Gozzi nennt, (nicht Scrofule, wie einige falſch geſchrieben haben, denn dis iſt eine andere Krankheit im Halſe, les écruelles) war bey den Alpenbewohnern ſchon vor ohngefähr 2000 Jahren allgemein; dis könnte leicht auf die Gedanken bringen, daß ſie erblich, oder ein Geſchlechtsfehler ſeyn müſſen, und nicht, wie einige be-

 haupten,

haupten, vom Waſſer kommen, denn Schnee-
waſſer ſoll ganz geſund ſeyn. Zu Juvenals
Zeit waren ſie auf den Alpen ſo gemein, als
blaue Augen und lichtes Haar bey den Deut-
ſchen, denn er ſingt: Sat. XIII. 16.

Quis tumidum guttur miratur in Alpibus, aut
quis —

— — — —

Coerula quis ſtupuit Germani lumina, flavam
Caeſariem, et madido torquentia cornua cirro?
Nempe quod haec illis natura eſt omnibus una.

Es iſt mir ein rechtes Vergnügen, wenn ich in den alten Schriftſtellern finden kann, daß die Welt ſich allzeit gleich geweſen; wir werden ſehen, wem es vorbehalten iſt, die groſſen Brüſte auf der Inſel Meroe, die der Dichter in eben der Stelle beſingt, in der Natur zu finden.

Fünfter Brief.

Genf, den 28ſten September, 1773.

Wir haben einige Abſtecher um Genf gemacht; der nach les Glacieres oder den Eisbergen in Chamouni in Savoyen, den gröſten und höchſten in den drey älteſten oder zuerſt bekannten Welttheilen, war der merkwürdigſte. Wir machten Geſellſchaft mit Lord

Lord Mahon, die Reiſe ging durch verſchiedene Städte und Dörfer in Savoyen, die ziemlich ſchön waren, beſonders die Stadt Bonneville, etwa fünf franzöſiſche Meilen von Genf. Bey Sallenches, 9 Meilen von Genf, mußten wir den Wagen laſſen, und nach Chamouni Pferde und Maulthiere nehmen, weil der Weg unbeſchreiblich ſchlecht, enge und bergigt iſt. Wir fuhren durch Wälder von Pflaumen-, Birn- und Nußbäumen, und ſahen ſchöne Waſſerfälle von dem klarſten die Berge herabſtürzenden Waſſer. Ueber die Arve kamen wir mehreremal, und ſahen ſie oft in brauſendem Schaume, als wenn ſie die ſteilen Berge mit Unwillen herunterſtürzte. Endlich kamen wir zum Thale Chamouni; das Thal iſt recht ſchön, hat 3 bis 4 Kirchſpiele oder Dörfer, die unter dem Prior ſtehen, der in dem Vornehmſten derſelben wohnt; es kann überhaupt 2500 Bewohner haben, iſt ſehr wohl bebauet, hat Wieſen und Aecker, die Waizen, Haſer, Hanf und Flachs tragen; Weinberge aber giebts nicht. Hier wächſt alles, was man in Schweden antrifft, deſſen Clima es ſehr nahe komt; hier ſahen wir zum erſtenmal Bicks- oder Heidelbeeren, ſeitdem wir Schweden verlaſſen, auf franzöſiſch nennt man ſie hier Embruns oder auch Embroches, ſavoyiſch Lioutres. Hier giebts gutes Vieh, und vortrefliche Milch, Bienen ſind hier auch in Menge, allein man verfährt ſehr unwiſſend, ja tyranniſch, wenn man ſie brandſchatzen will, man ſchmäucht dieſe fleißigen Sammler mit Schwefel oder dergleichen todt; ich zeigte einigen Bauern, wie ſie es machen

chen ſollten, um gegen die armen Bienen dankbarer und klüger auf ihren eigenen Vortheil zu ſeyn. Sonſt ſind hier auch Tannen, Fuhren, franzöſiſch Pin, ſavoyiſch aber d'Arola, auch Lerchenbaum, Larix, ſavoyiſch Larz, eben von dem lateiniſchen Worte, franzöſiſch heißt der Baum Meleſe. Im Walde giebts Bären, Wölfe, Füchſe, und Murmelthiere, ein vierfüßiges Thier, von der Gröſſe eines Ferkens, es gräbt tiefere Hölen in die Erde als ein Kaninchen, worin es ſich verſteckt, ſein Laut iſt ein ſtarkes Ziſchen.

Nun zum Eisberge. Wir bedurften volle drey Stunden, um auf den Mont en verd, ſo heißt der Berg, hinaufzuſteigen; es ſind daſelbſt Hütten für Hirten, und ein Felſen, den die Leute la pierre des Anglois nennen, weil die Engländer **Pococke** und **Windham** die erſten waren, die um das Jahr 1741 die Eisberge beſuchten; auf deren Beſchreibung es ſeitdem gebräuchlich wurde, hieher zu reiſen, um eine ſo groſſe Merkwürdigkeit zu beſehen, die anfangs einen Schweden, der Eis und Schnee einmal des Jahrs, länger, als er wünſcht, ſieht, nicht befremden zu können ſcheint; doch glaube ich, daß Schweden dieſes gleichen nicht hat. Von dieſem Mont en verd ſtiegen wir auf die Eisberge, les Glacieres. So nennt man eine ſehr groſſe Eisſtrecke, die mit dem Montblanc oder Montmaudit zuſammenhängt, dem höchſten Berge in der alten Welt, indem er nach Hrn. **de Lucs** Meſſung 13000 pariſer Fuß über die Waſſerfläche des Genferſees, und 14000 über die Meeresfläche hoch iſt, welches etwa eine franzöſiſche oder halbe ſchwediſche Meile

aus-

ausmacht. Mit Eis iſt er unaufhörlich bedeckt: dis ſieht, wenn man näher komt, gräulich aus, ohngeachtet es von weiten, wie in Genf, weiß ausſieht, und mans daher für Schnee halten ſollte. Auf einigen Stellen iſt hier das Eis 100 Faden dick; es liegt wie in Wellen, bald wie Hügel erhaben, bald wieder in Thälern und Gruben; es ſind viele tiefe und breite Ritzen drin, worin groſſe Ströme rinnen. Mylord Mahon hatte auf einem Eſel einen Sack voll Granaten, nebſt Piſtolen und Büchſen u. dgl. heraufbringen laſſen. Wir warfen Granaten in die Eisriſſe, die einen ſchönen Wiederhall gaben; wir gingen einige Stunden auf dieſem ewigen Eismeere, oder wie ich ſonſt dieſes unermeßliche Eisthal nennen ſoll. Gewiß iſts, daß dieſes Eis herunterſchreitet, man hat Pfähle dreingeſchlagen, und vermittelſt Parallelen Merkzeichen genommen, wodurch man gefunden, daß es ſich hebt, und ſeine Stelle verändert, aber ſo langſam, daß es in 2 bis 3 Jahren nicht ſehr weit komt; unten, wo alles Eis aufhört, fließt der Fluß Arveiron, der unter dem Eiſe mit heftigem Brauſen hervor komt, und ſich nachher in die Arve ſtürzt; vielleicht ſchwimmt dis Eis langſam auf dem drunter befindlichem Waſſer. Neben dem Eiſe iſt ein ſpitziger Berg, l'Aiguille de Dru, der völlig wie eine ſteinerne Spitzſäule ausſieht, beſtändig mit Eis bedeckt, und den ganzen Tag von der Sonne erleuchtet iſt: Dru, bedeutet auf ſavoyiſch vergnügt, frölich als vom Wein; der Name komt daher, weil dieſe jähe, jedem menſchlichen Fuß ſchlechterdings unerſteigliche, von der Sonne allzeit erleuchtete, Bergſpitze,

ſpitze ſo ſtolz und erhaben ins Auge fällt. Hier auf dem Eiſe iſt die Electricität ungemein ſtark, wenn ein Gewitter in der Luft iſt; dann iſts nicht rathſam, mit einem eiſernen Eisprickel zu gehen, oder irgend einiges Metall am Stocke zu haben, welches die elektriſche Kraft fortpflanzt. Man kann auf dieſem Eiſe ſehr weitherum, und bis auf den Montblanc hinaufgehen. Es war ein andrer Engländer in unſerer Geſellſchaft, als dieſer erfuhr, daß man von hier nach Turin kommen könne, begehrte er ſogleich von uns einige gute Adreſſen, und nachdem wir auf la Pierre des Anglois zu Mittag gegeſſen, begab er ſich, nebſt einem Wegweiſer, ohnverzüglich auf die Reiſe. Wir blieben nebſt Lord Mahon länger auf dem Mont en verd, und beluſtigten uns mit Granaten, die wir aufs Eis warfen. In der That kann man auch in Schweden eine ſolche Ausſicht nicht haben: eine Eisſee auf Bergen mit grünen Bäumen, Laubwerk und ſchönen Aeckern umgeben, wo man vom Eiſe ſteigen und Heidelbeeren, Erdbeeren und Himbeeren pflükken kann, die wir hier in Menge hatten, ohngeachtet es mitten im Monat, den 15ten September, war: auf dieſen einen Tag reiſeten wir durch alle vier Jahrszeiten, eine ſtarke Sommerhitze unten im Thale, den kühlen Herbſt auf dem Berge, den Winter auf dem Eiſe, und den Frühling unter häufigen Blumen, die noch nicht ausgebrochen waren. Hier iſt viel Bergkriſtal von allerhand Farben.

Ich bemerkte hier manche Ueberbleibſel von der lateiniſchen Sprache im Savoyiſchen: Der Dachs, den die Franzoſen Blerau nennen, heißt hier Taſſon

von

von Taxus: Avo Großvater: Merenda das Veſper-brod; dieſe ſind doch auch im Italieniſchen gebräuchlich, aber nicht ſo ſehr: a m'a aggredi, er hat mich angegriffen von aggredi, ein in Savoyen allgemein üblicher Ausdruck; allein woher ſie die Fuhren d'Arola, die Heidelbeeren Lioutres, die Himbeeren Ampas, ſtolz und munter dru nennen u. dgl., weiß ich nicht, wenns nicht aus dem alten Galliſchen iſt. Oft habe ich gewünſcht, daß man über jede Provinzialmundart, und vorzüglich über die Sprachen der Nationen, die weit von der Hauptſtadt leben, und von Landſtraſſen entfernt ſind, wie die Bewohner der Gebirge u. dgl., Wörterbücher machen mögte. Dieſe würden viel Licht in der ältern Geſchichte geben, uns die Wanderungen der Völker kennen lehren, denen wir alsdann vermittelſt der Sprachen auf der Spur folgten, ſähen, woher ſie gekommen, und wohin ſie gegangen, die Sprache wieder fänden, die in ältern Zeiten von dem und dem Volke, das noch keine Künſte und alſo keine Namen davon hatte, geredet worden, u. ſ. w. Sie müſſen als ein Patriot und Geſchichtſchreiber einen ehrlichen Dalkerl aufmuntern, über ſeine Sprache, die mit der isländiſchen ſo übereinſtimmend ſeyn ſoll, ein vollſtändiges Wörterbuch und Gloſſarium herauszugeben.

Auf unſerer Rückreiſe ſahen wir beſtändig den Montblanc zur Linken, und andere Eisberge Pelerins und Boſſons zur Rechten. Beym Dorfe Paſſi bekamen wir wieder Weinberge zu ſehen. In der Kirchmauer daſelbſt ſind 2 lateiniſche Inſchriften, die ich abſchrieb, allein ich darf Sie nicht damit beſchweren; ſie enthalten beide ein Gelübde an Mars.

Bey Sallenche nahmen wir unſern Wagen wieder, und fuhren nach dem Kirchſpiel Balme, wo eine merkwürdige Höle hoch in einem Berge iſt. Wir fingen an hinauf zu ſteigen, allein die Schwierigkeit, dieſe jähe Klippe zu beſteigen, vermag ich nicht zu beſchreiben; ein Weg iſt ſchlechterdings nicht da, es mögte denn für Gemſen ſeyn; wir mußten faſt überall auf den Vieren über hohe Steine, Büſche und Klüſte kriechen, zuweilen auf Zweige von Bäumen klettern; ich wäre beynahe auf dem halben Wege umgekehrt, ohngeachtet ich zwey Führer hatte, die mich unter die Arme faßten, wenn nicht Mylord Mahon und Baron Rudbeck ſo neugierig geweſen wären, dis ſogenannte Wunder der Natur zu ſehen. Als wir endlich in ein paar Stunden bis an den Berg gekrochen waren, ſo war es damit noch nicht gethan; um hineinzukommen, ſollte man über eine hohe Klippe, welches auf keine andere Art geſchehen konnte, als daß wir einer nach dem andern auf den Rücken und die Achſeln unſrer Leiter als auf Treppen ſteigen, und zugleich in einen Zweig faſſen mußten, wäre dieſer gebrochen, ſo wären wir auch zum letztenmale gefallen. So viele Schwierigkeiten auch ein Reiſender oft überſtehen muß, wenn er ſeine Neugier ſättigen will, ſo fehlen mir doch dismal die Worte, die Beſchwerlichkeit auszudrücken; es läßt ſich gar nicht beſchreiben, wie müde wir wurden, ſo weit hinauf zu gehen, und wie oft wir den Athem verloren. Endlich kamen wir zu einer unermeßlichen Höle, überall mit den ſchönſten und weiſſeſten Stalactiten beſetzt, die gegen die Wachsfackeln, die wir, uns zu leuchten, anzün-

anzünden lieſſen, einen prächtigen Wiederſchein gaben. In dieſer Höle ſind ſehr viele Gänge und ſchöne Gewölbe; an einigen Stellen ſiehts wie Zimmer, Kammern, Kapellen und Kirchen aus; ſie gleicht inwendig ſehr der Höle der Sibylle bey Puzzoli. Ohngeachtet der Höhe hat ſie doch vortrefliches Waſſer zum trinken, es iſt auch ein tiefer Brunnen im Berge ſelbſt, ein Stein fällt etwa eine halbe Minute, bis er den Boden erreicht. Das alles iſt ohnſtreitig ſehr ſchön zu ſehen, allein verlohnt es wohl die viele Mühe, erſt mit Lebensgefahr hinaufzuſteigen, und dann mit unſern Führern herunter zu fahren, oder beſſer, zu rollen? dieſe führten uns nun einen andern Weg, der, wie ſie ſagten, beſſer ſeyn ſollte; freylich war er ebener, aber auch ſteiler. Die Grotte, nebſt den Eisbergen, iſt in einem Buche beſchrieben, das zwar im Drucke fertig iſt, aber noch nicht ausgegeben worden, es hat den Titel: Deſcription des Vallées et Glacieres ſituées dans la Province de Faucigny en Savoye. in Octav. Der Verfaſſer, Hr. Theodor Bourrit, Grand Chantre oder Küſter in Genf, ſchreibt ſehr ſchwülſtig, und häuft durchgehends Ausrufungen auf Ausrufungen. Wir verlieſſen dieſe groſſe Höle, und kamen durch die Städte Cluſe und Bonneville, nach einer Abweſenheit von 5 Tagen, die wir auf dieſer Reiſe zugebracht hatten, wieder nach Genf zurück.

Ich will dieſe Nachrichten mit einer Beſchreibung des Feſtes ſchlieſſen, wozu wir gleich nach unſerer Rückkunft, um uns nach ſo vielen Beſchwerlichkeiten durch eine Luſtbarkeit zu erholen, auf Veran-

anſtaltung des Lords Mahon gebeten worden. Es war das Feſt, das le Roi de l'Arquebuſe, (das heißt der beßte Büchſenſchütze oder Schützenkönig, dis Jahr wars Hr. Maudry,) den Vornehmſten der Stadt auf dem Genferſee, nebſt einem Mittagseſſen für mehr als 200 Perſonen geben muß. Es war ein recht ſchönes Feſt. Die Mahlzeit wurde bey Pr. l'Eveque gegeben; ein angenehmer Ort nicht weit von der Stadt, wo der Palaſt des katholiſchen Biſchofs vor Zeiten geſtanden, wovon der Name bisher geblieben. Der König Hr. Maudré bewies uns viele Höflichkeit, und ſtellte uns neben den regierenden Syndics, welche die vornehmſten Magiſtratsperſonen in der Republik ſind. Die Geſundheiten wurden unter Muſik und Kanonenſchüſſen getrunken, und als man von der Tafel aufſtand, trank man à la proſpérité de la République, und dann zogen alle die Degen, und machten damit ein Waffengeklirr gegen einander, eine Gewohnheit, die wir bisher nirgend geſehen; hier iſts allzeit üblich, wenn man auf das Wohlſeyn der Republik trinkt, gleichſam zu zeigen, womit man ihre Freyheit vertheidigen will. Es war eine ſehr angenehme und groſſe Geſellſchaft, wir machten hier viele anſehnliche und angenehme Bekanntſchaften. Lieder wurden auch geſungen, unter andern bekam der Pabſt ſein Plätzchen, woran wir hören konnten, wenn wirs auch vorher nicht gewußt hätten, daß wir nicht mehr in Italien oder einem katholiſchen Lande waren. Dann fuhr man in zwey ſehr ſchönen Schaluppen auf die See aus; wir haben kaum

irgend-

irgendwo auf dem Waſſer ſo ſchöne Ausſichten gehabt, als hier; die See war eben und ſtille, mit grünen Gefilden, Weinbergen, Aeckern, Gärten, Bergen und Thälern bekränzt; voraus die Stadt Genf, die ſich ſehr ſchön vom Waſſer zeigt; auf unſern Fahrzeugen war Muſik und Tanz; die gelöſeten Kanonen gaben einen vortreflichen Widerſchall, der von der Stadt mit Freudengeſchrey beantwortet wurde; es kam uns vor, als wenn wir auf dem Bucentaur in Venedig wären, nur daß der Genferſee ſchöner iſt, als das adriatiſche Meer; es fehlt zu der Schönheit dieſes Sees nichts, als eine Inſel, dahin man reiſen könnte, welches das Vergnügen mit der abwechſelnden Mannigfaltigkeit ſehr vermehren würde. Abends gingen wir unter Kanonenſchüſſen und Trompetenſchall und dem verdoppelten Freudenruf vieler tauſend Zuſchauer ans Land, wir begleiteten den Schützenkönig nach Hauſe, und dankten für die viele uns bewieſene Höflichkeit.

Auf dem groſſen Kirchthurme ſind wir auch geweſen, wo wir die ganze Stadt mit den umliegenden ſchönen Gegenden in Augenſchein genommen haben; ein Umſtand, den ich übergehn würde, wenn ich Ihnen nicht zugleich einen andern erzählen wollte, den ich einer Anmerkung werth finde. Auf dieſem Thurme iſt eine groſſe Leuchte, die angezündet und zum Signal ausgehängt wird, wenn die Republik in Gefahr iſt, um es den mit ihr verbündeten Orten bekannt zu machen; vor dem Stadtthore iſt noch ein ſo genannter Bucher, den man anzün-

anzündet, damit, im Fall das eine gewaltſam verhindert wird, das andere gebraucht werden kann. Dergleichen Wach- oder Feuerthürme ſind durch die ganze Schweiz; der erſte, dem das Zeichen von Genf gegeben wird, iſt bey Coppet, 2 Meilen von hier, die erſte Stadt im Ort Bern; ſo geht es fort, in 6 Stunden weiß mans in Bern, welches gewiß kein kleiner Abſtand iſt, in 24 Stunden iſt das Signal der ganzen Schweiz gegeben. An verſchiedenen Stellen, wo die Ausſicht durch Wälder, Berge und ſonſt gehindert wird, machen Kanonſchüſſe die Verbindung; der Unterſchied zwiſchen der Geſchwindigkeit des Schalles und der Lichtſtrahlen kann wenig dabey thun. Sonderbar iſts, daß auf eben die Art, wie die Schweizer durch Feuer und Rauch das Zeichen geben, daß Unruhe im Lande iſt, man in Cathai, von dem man nun weiß, daß es mit China einerley iſt, dem Hofe bekannt macht, daß handlende Karavanen an der Grenze angekommen ſind; durch eben dieſe Zeichen, nemlich Feuer bey Nacht und Rauch am Tage, bekomt man auch vom Hofe Antwort, ob die Karavane zur Hauptſtadt kommen darf oder nicht; alles dis, das ſonſt viele Tage erfordern würde, geſchieht in wenigen Stunden. S. Busbeks Briefe, Elziviriſche Ausgabe 1660. S. 328.

Hier in Genf haben wir das Vergnügen gehabt, 2 ſchwediſche Conſuls von alter Bekanntſchaft, den Königl. Agenten André von Neapel, und den Conſul Fölſch von Marſeille, zu treffen, beide ſind hier mit ihren Frauen, ihre Verwandten zu beſuchen.

chen. Was für artige Leute ſie ſind, und wie viele Höflichkeit ſie uns erwieſen haben, werde ich Ihnen von Marſeille und Neapel geſchrieben haben. Mit zwey Spaniern haben wir hier Bekanntſchaft gemacht, die ein ganzes Jahr in Schweden geweſen ſind, und unſer Vaterland und den König ganz ausnehmend rühmen, es iſt der Graf Pennaflorida und der Abt Cluvier. Sie ſind in der Naturgeſchichte und Mineralogie ſehr bewandert, der Graf iſt auch zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm aufgenommen. Sie lieben Schweden und die Nation unbeſchreiblich; ſie ſagen, Schweden wird glücklich werden, wenn es völlig von ſich ſelbſt abhängt, allen Aufwand des Ueberfluſſes entfernt, und alle Grundmaterien, die in ſeinem Schooſſe gefunden werden, beſonders die Bergprodukte bearbeitet, und wenn ſeine Bewohner (ſagten ſie) ohne alle Nachahmung ausländiſcher Sitten nur Schweden bleiben. Vom Könige Guſtaf ſagten ſie, daß ſie nun alle Könige und Beherrſcher Europens geſehen, und den König von Schweden unter ihnen den gröſten, und ſeine Eigenſchaften unvergleichlich gefunden hätten. Er hat, ſagen ſie, das beſte Herz, den gröſten Verſtand, die weitläuftigſten Einſichten und Kenntniſſe, die wärmſte Liebe für ſein Volk, und alle die glänzenden Talente, die einen groſſen und vortreflichen König und Landesvater machen. Was für eine Freude für Schweden und getreue Unterthanen, dergleichen Ausdrücke in dem Munde von Ausländern zu hören? Der Abt Cluvier ſetzte eine Prophezeyung,

vielleicht aus einem prophetiſchen Geiſte, der auf ſeinen Stand zu fallen pflegt, hinzu: avec le Roi, que Vous avez, ſagte er, Vous reprendrez la -- -- -- dans dix ans u. ſ. w.; allein unſere ⸗ ⸗ ⸗ werden ſchwerlich Küſter dazu vorſtellen, und antworten wollen: Amen, es geſchehe alſo. Graf Pennaflorida ſagte uns viele Anekdoten aus Schweden, beſonders vom Könige, der ganz Vater ſeines Volks iſt, wie er die Hoſpitäler und Kranken unerkannt beſucht, was für ein empfindliches Herz er bey allen Vorfällen zeigt; er hat mit eignen Augen den König unbemerkt die Gewichte im Fleiſchſcharn und die Güte der Waaren unterſuchen ſehen u. dgl. Wie glücklich iſt Schweden nicht, das nun wieder einen Guſtaf zum Könige erhalten hat! Jam novus ſeclorum naſcitur ordo. Dieſe ſpaniſchen Herren ſind eigentlich von Turin hiehergekommen, um Hrn. von **Voltaire** zu ſehen; ob ſie aber ihren Zweck erreichen, daran zweifle ich, Sie ſollens nächſtens erfahren.

Sechster Brief.

Ferney, den 1ſten October, 1773.

Vom Hrn. von **Voltaire** ſchrieb ich Ihnen ohn Zweifel vieles, da ich vor drey Jahren in Genf war; dismal habe ich dieſen Philoſophen noch beſſer in Augenſchein genommen, und kann Ihnen von

der

der Stelle ſelbſt friſche Neuigkeiten geben. Wir ſind nun hier auf Ferney oder Fernex zu mehreren malen geweſen, und itzt ſo zu Hauſe, daß wir verſchiedene Freunde hier haben. Wir waren wenig Tage in Genf geweſen, als wir hieher reiſeten, und den Brief, den uns Hr. de la Borde, Premier Valet de Chambre de Sa Maj. Très-Chrêtienne et Gouverneur du Louvre, in Turin an Hr. v. Voltaire gegeben, zu eignen Händen überreichten. Artig war es, daß ein Brief, den Hr. de la Borde geſchrieben und uns geben wollen, von ſeinem Bedienten unter andern Briefen genommen und zu Turin auf die Poſt gegeben war; alſo waren wir lange vorher bey Hr. v. Voltaire angemeldet und ihm doppelt empfohlen, um ſovielmehr da Hr. de la Borde Voltaires Freund iſt, und eben neulich von Ferney gekommen war, wo er ſich verſchiedene Tage aufgehalten hatte, auch auſſerdem bey dem Könige von Frankreich und der Gräfinn du Barry ſehr in Gnaden ſteht. Nach ſeiner Manier ließ ſich Hr. von Voltaire anfangs für krank ausgeben; das wird ſchon ſeit mehr als 40 Jahren ſeine übliche Sprache geweſen ſeyn. Der gelehrte Vater Jacquier in Rom, der damals beſtändig in ſeiner Geſellſchaft geweſen, ſagte mir, daß Voltaire damals ſchon immer von Krankheit geſprochen, und alle Tage geſagt habe, er würde bald ſterben: V. Jacquier, an dieſes Anſtellen gewohnt, hat ihn ausgelacht, dann hat Voltaire geſagt: „Ihr lacht „mich aus, und ich weiß, daß Ihr Mathematiker „nichts glaubt, es ſey denn demonſtrirt, aber ich

„wills Euch auch bald ſo demonſtriren, daß Ihrs „mit Augen ſehn ſollt.“ Indeſſen hat ers noch nicht gethan, ohngeachtet er nun bald 80 Jahre voll hat. Genug, daß Hr. v. Voltaire uns endlich annahm, er ſagte: „Ich erinnere mich, daß ich die „Ehre gehabt, Sie vor einem Jahre zu ſehen; Sie „ſind ſeitdem in Italien, Sie ſind in den Katakom„ben geweſen, und haben da viele Todte geſehen, „ſehen Sie hier noch einen, ich ſterbe eben dieſen „Augenblick, ſagte er, und ſchlug ſich vor die Stir„ne.“ Baron Rudbeck bat ihn, ein wenig zu verziehen, ſo lange wenigſtens, bis wir weggereiſt wären u. dgl. Ich ſagte ihm, er könne nicht ſterben, ſein Witz ſey unſterblich; auch, wenn es ihm deuchte, daß wir nur Ein Jahr weggeweſen, da es doch drey wären, ſey dis ein Zeichen, daß die Zeit ihm nicht lang währe; ich wünſchte ihm viele dergleichen ſo geſchwind verſtreichende Jahre, daß ihm drey wie eins vorkämen, und was ich ihm ſonſt ſagen konnte. Er redte nachher mit lebhaftem Vergnügen von der groſſen Veränderung, die ſich in Schweden während unſerer Abweſenheit zugetragen, er ſagte mit groſſem Nachdruck und erhabener Stimme: „le Roi GUSTAVE eſt adoré en Europe;“ dis wiederholte er mehreremal, und ſetzte endlich hinzu: „wenn Sie einmal zu Hauſe kommen, et que „Vous voyez ce grand Roi de Suede, mettez moi „aux pieds de Sa Majeſté, dites Lui qu'il eſt ado„ré en Europe.“ Ferner ſagte er auf das Compliment, das ich ihm über die Verſe machte, die er auf die Staatsveränderung in Schweden geſchrieben,

ben, und die in verſchiedene Monatsſchriften eingerückt worden, daß dergleichen kaum gedruckt zu werden verdiene: „l'on ne devoit imprimer, que les „grandes actions de GUSTAVE,“ ſagte er. Ich antwortete ihm, daß es Se. Majeſtät ſehr angenehm ſeyn würde, „que le Philoſophe du Siecle lui „rend ſes hommages.“ Er bat uns, bey ihm zum Abendeſſen zu bleiben, als eben die Herzoginn von **Würtemberg** mit ihrem ganzen Gefolge hinkam; ſie war von Lauſanne, wo ſie geweſen war, um das Orakel der Kranken, Hrn. **Tiſſot**, wegen ihrer Geſundheit um Rath zu fragen, nach Genf gekommen; allein wir konnten Hrn. **von Voltaires** Einladung nicht annehmen, weil wir ſchon in Genf verſprochen waren, auch auſſerdem ihm zeigen wollten, daß es nicht um ſein Abendeſſen geweſen, daß wir mit ſo vielem Eigenſinn ihn zu ſehen verlangt, wir würden auch gezwungen geweſen ſeyn, die Nacht bey ihm zu bleiben, und das Gedränge zu vergröſſern, weil die Genfer Zugbrücken mit Sonnenuntergang aufgezogen werden, erfuhren auch nachher, daß alle ſeine Zimmer voll geworden, indem 14 Perſonen da geweſen waren. Hr. v. **Voltaire** hat auf Ferney gerade 14 Zimmer, und eben ſo viel aufgeſtellte Betten für Fremde.

Wir machten dismal mit allen ſeinen Angehörigen und Freunden, die bey ihm im Hauſe ſind, Bekanntſchaft, mit Frau **Denys**, ſeiner Schweſtertochter und Erbinn, Hrn. **du Rey de Morſan**, und Abt **Adam**. Frau **Denys** iſt Wittwe ohne Kinder, etwa 60 Jahr alt, ſehr belebt und artig, ſtark

in der Muſik, das Klavier ſpielt ſie ſchön, ſpricht auch italieniſch. Sie fragte uns verſchiedenes um unſere Reiſen, und wir ſie vieles um **Voltaire**, und bekamen manche Anekdote zu wiſſen. Die beiden genannten Männer ſind zu Hrn. v. **Voltaires** Geſellſchaft, zugleich helfen ſie ihm groſſe Werke durchleſen, und Auszüge draus machen, überſetzen auch aus den Sprachen, die ihm nicht ſo bekannt ſind: denn hätte **Voltaire** nicht ſo gute Hülfe, ſo wäre es unmöglich, daß er ſo viel zu ſchreiben vermöchte, als er thut; überdas hat er ſeinen Secretair, Hrn. **Vaniere**, der weiter nichts thut, als abſchreiben. Hr. **Adam** iſt im Griechiſchen und Engliſchen ſehr geſchickt: er iſt vorher in Dijon Jeſuit geweſen, heißt daher gemeiniglich le Pere *Adam:* er kam zu Hr. v. **Voltaire** kurz vorher, ehe die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben wurden, und iſt nun etwa 12 Jahr bey ihm: ein geſchickter und artiger Mann, **Voltaire** pflegt zuweilen zum Zeitvertreib Schach oder im Brete mit ihm zu ſpielen; er ſtellt ihn oft den Fremden vor, und ſagt: voilà le Pere *Adam*, mais ce n'eſt pas le premier homme du monde.

Hr. **du Rey de Morſan** iſt ein Rechtsgelehrter von Paris, Mitglied der Akademie in Nancy, iſt, beſonders in Spanien, viel gereiſet, und verſteht das Spaniſche gut, iſt ein Bruder von Frau Sauvigny, die den Intendanten von Paris geheirathet hat; er war beſtimt, ſehr reich zu werden, allein ſeine Schweſter wußte ihm anſtatt des Reichthums eine Lettre de cachet zuzubringen, zog alſo

die

die ganze Erbſchaft an ſich, und giebt nun dem Bruder jährlich einen kleinen Gnadengehalt. Hr. du Rey arbeitet itzt an einer Lebensbeſchreibung des Hrn. v. Voltaire, ſie wird aber nicht vor ſeinem Tode herauskommen, der größte Theil davon iſt fertig. Hr. v. Voltaire hat es zufälligerweiſe ſelbſt zu ſehen bekommen, als er unvermuthet auf Hrn. du Reys Zimmer gekommen. Voltaire iſt den 20 Febr. 1694 in Paris geboren; eine Ehre für Paris, denn man hat die Bemerkung gemacht, daß nie vorher ein groſſer Mann daſelbſt geboren worden. Hr. du Rey iſt der wahre Verfaſſer von le Teſtament Politique du Cardinal *Alberoni*, er bekam alle Aufſätze und Abhandlungen vom königlichen Bibliothekar Hrn. de la Croix in Madrit dazu, die in lateiniſcher, ſpaniſcher und italieniſcher Sprache waren, brachte ſie in Ordnung, und machte ein Werk draus, dem er den Titel gab: Memoires curieux du Cardinal *Alberoni* ſur differentes Puiſſances de l'Europe. Du Rey befand ſich nachher in Umſtänden, die ihn zwangen, ſeine Handſchrift im Haag an den bekannten Maubert zu verkaufen, der vorher Capuziner geweſen, und nachher auf gutes Glück die Welt durchreiſet iſt; dieſer änderte den Titel, nannte es Alberonis politiſches Teſtament, ließ es in Lauſanne drucken, und gab ſich für den Verfaſſer aus. Allein Hr. du Rey bewies im Journal Encyclopedique vom Jahre 1762 oder auch 1763, denn er erinnert es ſich ſelbſt nicht recht, daß Er Vater zum Kinde iſt. Hr. du Rey hat auch verſchiedenes für die Schaubühne geſchrie-

 ben,

ben, als Voyage de l'Amour, Opera-Ballet, la Statue animée und les Amours du Docteur Lanternon. Sein Procès du Diable aber iſt noch nicht herausgekommen. Hr. du Rey hatte auch an des Prinzen Stuart, Sohns des Prätendenten, Ueberfahrt und Landung in Schottland i. J. 1745 Antheil. Er liehe damals dem Prinzen ohngefehr 300,000 franzöſiſche Livres zu ſeiner Ausrüſtung, Waffen und Mundvorrath; allein der Prinz wurde unglücklich, kam in ſo groſſe Noth, daß er gezwungen wurde, ſein Leben mehrere Tage mit Mehl und Waſſer in einer unterirdiſchen Höle zu erhalten, kam endlich unverrichteter Sache zurück, und nachher iſt nie die Rede davon geweſen, Hrn. du Rey ſeine vorgeſtreckte Gelder wieder zu bezahlen, überdas hat der Prinz ihm ſehr undankbar begegnet, indem er ihn nachher kaum wieder kennen wollen; beynahe eben das ſoll dem Manne begegnet ſeyn, der ihn mit Mehl und Waſſer ernährt, und ihm das Leben gerettet hat. Hr. du Rey hat die Geſchichte dieſer ganzen Unternehmung unter dem Titel beſchrieben: Anecdotes pour ſervir à l'hiſtoire de l'Europe 1757. in Octav, gedruckt mit ſtillſchweigender Erlaubniß in Paris, chez Mad. du Chesne, rue St. Jaques. Hr. du Rey konnte damals eine ſo groſſe Summe leihen, als er noch eine Erbſchaft von 3 Millionen von ſeinem Vater zu hoffen hatte. Hr. du Rey glaubt, das Perpetuum mobile erfunden zu haben, ohngeachtet er deſſen Unmöglichkeit mit guten Gründen beweiſen kann: ein Perpetuum mobile beſteht nemlich aus zwey inneren Kräften, und wird dazu erfordert, daß

man

man eine Feder erfinde, die eine andere ſpannt oder aufzieht, durch welche die erſte Feder wieder aufgezogen wird; nun ſind aber dieſe Kråfte ſich entweder gleich, oder eine grôſſer als die andre; ſind ſie gleich, ſo bleiben ſie im Gleichgewicht ſtehen, iſt hingegen die eine grôſſer, ſo kann die andre ſie nicht aufziehen, oder in Bewegung ſetzen; alſo iſt die Unmôglichkeit erwieſen. Allein Hr. du Rey hat eine andere Kraft erfunden, die er die Kraft des Schlages, la Force de percuſſion nennt: eine Kugel, die im Fallen eine Feder růhrt, welche eine andere Kugel aufwindet, die wieder fållt und dieſelbe Feder růhrt: dis wåre eine immerwåhrende Bewegung, und die fallende Kugel hat eine Schlagkraft, die von keiner Feder komt. Ich überlaſſe dieſe Aufgabe den Phyſikern und Mechanikern. Von Herrn du Rey habe ich etwas ausführlich geredet, weil ſein Name bisher in der gelehrten Welt vôllig unbekannt iſt. Ich glaube kaum, daß Sie jemals von ihm reden gehôrt, ſo gewiß ich ſonſt bin, daß Sie ſeine Arbeit, ich meyne Alberonis Teſtament wohl kennen. Hrn. du Reys Rede, die er bey ſeiner Aufnahme in die Akademie zu Nancy gehalten, habe ich auch geleſen, ſie iſt recht ſchôn. Dieſe Bekanntſchaften ſind uns nachher wåhrend unſers ganzen hieſigen Aufenthalts ſehr werth und angenehm geweſen, wir haben nach Ferney reiſen kônnen, wenn wir gewollt, und ſind willkommen geweſen.

Hrn. v. Voltaires Pfarrer, Hrn. Hugonet, haben wir auch kennen lernen, er wohnt im Dorfe

Ferney bey der Kirche; es iſt die Pfarrkirche ſelbſt, die Voltaire neu bauen laſſen, und zwar auf eben der Stelle, wo ſie vorher geſtanden, ohngeachtet ſie die Ausſicht vom Palaſt hindert; er wollte ſie auf eine andere Stelle ſetzen, allein das Volk ſchrie gewaltig, ſagte, es wäre ein geheiligter Boden, und dgl. Am Giebel gegen die Straſſe zu ſteht eingeſchrieben: DEO EREXIT VOLTAIRE. A. MDCCLXI. In dieſe Pfarrkirche gehören etwa 800 Köpfe, alle Unterthanen des Hrn. v. Voltaire. Der Pfarrer hat jährlich etwa 900 Livres Einkünfte; er hat den Zehenden mit dem Herrn ſelbſt um die Hälfte, das heißt $\frac{1}{12}$ vom Ganzen. In der Kirche iſt kein Heiligenbild, obſchon ſie dem heiligen Andreas gewidmet iſt; auf dem Altare ſteht ein groſſes Jeſusbild wohlgearbeitet, es ſoll eine Copie von einer antiken Bildſäule eines römiſchen Conſuls ſeyn: ſie iſt von Holz, zwar ſollte man ſie für Bronz halten, weil ſie ſehr ſtark vergoldet iſt. Das Bild zeigt mit dem Finger nach dem Seitenſtich in der linken Seite. Sonſt ſind hier die gewöhnlichen Chorbücher, Miſſale romanum, Epitome gradualis Romani, Antiphonarium Romanum. Die Kirche iſt klein. Wenn Hr. v. Voltaire hinkomt, ſetzt er ſich in die Kapelle bey die kleine Thür, neben welcher ſein pyramidenförmiges Grab ſteht, dann fällt er auf die Knie, u. ſ. w., und verrichtet ſeinen Gottesdienſt, wie die andern. Es iſt nicht wahr, daß Voltaire in der Kirche geprebigt hat, wie ſo allgemein geſagt worden, einmal aber hat er den Leuten, da ſie aus der Kirche gehen wollten, über den Diebſtal zugere-

det, weil ſie ihm ſo viel aus ſeiner ſchönen Hölzung geſtohlen hatten; er hat auf der Schwelle in der kleinen Thür geſtanden, und geſagt: „Ihr habt nun „eine ſchöne Predigt gehört, Ihr habt euren Got„tesdienſt gehalten, aber wißt Ihr nicht, daß eben „der Gott auch geſagt hat: du ſollſt nicht ſtehlen — und ſo hat er ſehr nachdrücklich gegen die Dieberey geredet, und an Wohlredenheit gebrichts ihm nicht. Er hatte damals die Vorſicht gebraucht, daß er die gröſſere Thür zuſchlagen laſſen, daß das Volk durch die kleine gehen, und die Stimme des Geſetzes hören müſſen. Ein ander mal hat er mit lauter Stimme in der Kirche geſagt, er habe kürzlich Briefe von Verſailles gehabt, daß die Königinn gefährlich krank ſey, man ſolle alſo Gott für ſie bitten. Nun iſt er in drittehalb Jahren nicht in der Kirche geweſen. Vor etwa 4 Jahren iſt er zur Beichte gegangen, und hat auf römiſche Weiſe bey einem Kapuziner Mönche gebeichtet, der kürzlich zum Confeſſeur du Regiment François à Verſoix erklärt war; denn der Pfarrer Hr. Gros, Hrn. Hugonets Vorfahr, hat ihn nicht abſolviren wollen, bis er einen Widerruf aller ſeiner Irrthümer und gottloſen Bücher im öffentlichen Druck herausgegeben, und das zufolge der Befehle und Anweiſungen des Biſchofs von Genf, der zu Annecy wohnt. Der Kapuziner hat ihn hierauf in Hrn. du Reys, Adams und Vanieres Gegenwart, gegen die ſonſtige Gewohnheit bey der Ohrenbeichte abſolvirt. Voltaire hat ſich ſelbſt angeklagt und bekannt, daß er oft aus Ehrſucht geſündiget, ſeine Dienſtleute zu

hart

hart behandelt, ſich oft über elende Schriftſteller geärgert, oft ihre Bücher auf den Boden geworfen, verbotne Bücher geleſen habe, wiewol dis geſchehen ſey, um ſich im Glauben zu ſtärken, und gegen ſie zu ſchreiben u. ſ. w. Hierüber hat er ein Zeugniß vom Mönche genommen, und dann hat ihn der Pfarrer und zwar in Gegenwart eines öffentlichen Notarius das Abendmahl reichen müſſen; als er die Hoſtie im Munde gehabt, hat er zum Notarius geſagt: „Schreiben Sie, daß ich itzt mit meinen „Gott im Munde allen Geiſtlichen vergebe, die „mich wegen meiner Religion gequält haben." Der Notarius hat 12 Exemplare von dieſem Procès Verbal gemacht, von denen er eins dem Biſchofe zu Annecy, eins dem Erzbiſchofe zu Paris u. ſ. w., zugeſandt. **Voltaire** iſt eben ziemlich krank geweſen, als dieſes geſchehen; ſonſt ſagt man, daß er ſich nicht ſehr vor dem Tode fürchtet, daß er ſchon ſein Teſtament herzhaft gemacht hat; andere aber ſagen gerade umgekehrt, ihm ſey vor dem Tode ſehr bange, und eben darum rede er ſo viel davon, um ſich an den Gedanken zu gewöhnen. Wir fanden ihn itzt ſehr abgefallen, ſeitdem wir vor drey Jahren hier geweſen; die ſcharfen ſchwarzen Augen ſind tiefer in den Kopf eingekrochen. Doch hat er noch Stärke genug, eben ſo geſchwind ſchöne Verſe zu machen, als ein andrer Proſe ſchreibt; er diktirt 60 Verſe mit vieler Leichtigkeit auf einmal; voriges Jahr hat er das Trauerſpiel Minos in Zeit von 8 Tagen gemacht, ohngeachtet es 5 Akten hat; er hat es Hrn. **du Rey** diktirt, und nachher ſelbſt ausgebeſſert.

beſſert. Es hat doch in Paris ſein Glück nicht ſo gut gemacht, als die Geburten ſeiner Jugend. Hr. v. Voltaire hält itzt eine ſtrenge Lebensordnung, zu Mittage iſt er gar nicht, des Abends iſt er zwiſchen 9 und 10, wenig und langſam; um 11 oder 12 legt er ſich zu Bette, ſchläft etwa 4 bis 5 Stunden, bringt aber doch gemeiniglich 16 auch wohl drůber bis 18 Stunden tåglich im Bette zu, er ſchreibt im Bette, ſelbſt des Nachts, wenn er nicht ſchlafen kann, er hat ein champ tourné mit 3 Wachslichtern hinter ſich neben dem Kopfküſſen; zuweilen ſteht er auch um 7 oder 8 Uhr auf: iſt etwas, das in ſeinem Kopfe gåhrt und kocht, ſo kann er nicht ſchlafen, und dann ſieht er wie eine Leiche aus, der nur das Begråbniß fehlt, er ſieht auſſerdem nicht ſehr wohl aus. Er reiſete wohl nach Paris, wohin ihn ſo viele gebeten haben, und wie wohl würde nicht dieſer Held auf der pariſiſchen Schaubühne aufgenommen werden? und wie ſchmeichelhaft würde ihm das nicht ſeyn? allein er fürchtet, ſeine Diåt zu brechen: viele tauſend Menſchen würden ihn ſehn und beſuchen wollen, und er würde dem einen nicht mehr als dem andern abſchlagen können. Auſſerdem wohnt er hier auf Ferney überaus gut.

Das Schloß iſt ſehr wohl möblirt; es ſind Gemålde von groſſen Meiſtern da, eine Venus von Paolo Veroneſe, der unter dieſer Geſtalt ſeine eigne Geliebte gemahlt hat, eine Flora von Guido Rheni; dieſe beiden Tafeln wurden vom verſtorbenen Herzoge von Orleans gekauft, der an nackten

Bildern

Bildern Geſchmack fand. Auch ſind zwey Tafeln von Albani hier, eine ſtellt den Putztiſch der Venus, die andre die eingeſchlafenen Liebesgötter vor. Auſſerdem viele Bildniſſe: in Frau Denys Zimmer iſt der regierenden Kayſerinn von Rußland Catharinas Bildniß in einem groſſen Medaillon in Seide gewirkt, es ſoll ſehr gleich ſeyn, auch ſteht eingewebt: fait par *de la Saile*; ganz unten: préſenté à Mr. *de Voltaire* par l'Auteur; er iſt von Lion. Hier iſt auch Voltaires Bildſäule ſelbſt in Marmor, dergleichen faſt in allen Zimmern auf dem Schloſſe ſind, groß oder klein; ſo auch Bildniſſe von ihm in Gips; nächſtdem Gemälde von ſeiner Familie; auch der Frau von Pompadour Bildniß, von ihr ſelbſt gemahlt und dem Hrn. v. Voltaire geſchenkt. Im Saale, wo er Fremde empfängt, iſt das Bildniß der Marquiſinn du Chatelet, die ſo gelehrt war, und in der Phyſik ſchrieb; man ſagt, Hr. v. Voltaire ſey ihr Liebhaber geweſen, und ihr Sohn der Generallieutenant, Marquis du Chatelet, der ſich in Paris aufhält, gehöre Hrn. von Voltaire ſo viel zu, als ihr; gewiß iſts, daß ſie vertraute Freunde ſind. Im ſelbigem Saale ſind ſchöne Kupferſtiche, von Newton, Locke u. a.

Der Garte iſt ſehr ſchön und groß: er faßt mit dem Park einen groſſen Platz ein, dieſer hat eine anſehnliche Waldung von Eichen, Linden und Eſpen, die man auf 300,000 franzöſiſche Livres ſchätzt. Vom Garten gehn ſchöne und lange Alleen nach dem Park hinunter; die Ausſichten ſind hier ſehr ſchön, hier ſind Lauben und immergrüne Hekken,

ken, dort ein grůner Raſen von Lauben umgeben, mit vier Eingången oder Oeffnungen, in der Mitte eine groſſe, alte, und dickbelaubte Linde, die mit ihren Zweigen die Laube deckt; man nennt dis des Hrn. v. Voltaire Kabinet, es iſt ſeine Freyſtatt, wo er arbeitet und niemand zu ihm kommen darf; wenn er ſich wohl befindet, geht er allzeit hieher, ſetzt ſich auf eine Bank, und ſchöpft hier ſeine dichteriſchen Erfindungen. Nahe dabey iſt ein Haus für Seidenwůrmer, die er zu ſeinem Zeitvertreibe ausbrůten låßt; er hat ſeidene Strůmpfe davon gehabt, um ſagen zu kőnnen, er habe von ſeines Guts eigenen Produkten getragen. Hier iſt auch ein Gewitterableiter mit ſeiner Kette, die in einen Brunnen hinuntergeht, der ehemals dem Dorfe gehőrte, und ſchőnes Waſſer hatte, itzt aber iſt er faſt vertrocknet; und was noch zurůckgeblieben, iſt trůbe, unrein und ſtinkend, die Zweige an den daneben ſtehenden Båumen haben auch abgebauet; man ſchreibt dis alles dem Ableiter zu, ohngeachtet es nur 2 Jahre ſind, daß ihn Hr. de Sauſſure hingeſetzt hat. Frau Denys wollte ihn nicht zu nahe am Schloſſe haben, darum ſetzte man ihn abſeits in den Garten. Nahe bey der Wohnung der Seidenwůrmer iſt ein Acker, den man le Champ de Mr. *de Voltaire* nennt, den er, wie der Kayſer von China, mit eignen Hånden bauet; er hat dis beſtåndig bis auf voriges Jahr mit eingeſchloſſen gethan, dis Jahr aber hat er Krankheit halber ſeine Arbeit nicht verrichten kőnnen, doch hat ers důngen laſſen; er hat dieſen wohlbearbeiteten Boden ſo ſtark gedůnget,

get, daß die Waizenähren ſo voll und ſchwer geweſen, daß ſie ſich nicht halten können, ſondern ſich an die Erde gelegt haben. Auſſerdem ſind hier ſchöne Irrgärten, ein groſſer Teich oder Waſſerbehälter, Erdabſätze mit Blumen, Weinberge mit vortreflichen Trauben, Küchen- und Fruchtgärten, deren Mauren überall mit Birnen und Pfirſchen bedeckt ſind; das Ganze macht eine reizende Lage, man ſieht den mit Eis bedeckten Montblanc, eine Ausſicht, die zugleich mit den Blumen auf beiden Seiten und deren Geruch einen vortreflichen, und gewiß ſelten in andern Ländern anzutreffenden Abſtich macht.

Neben dem Schloſſe ſelbſt iſt ein Badehaus, das Hr. v. **Voltaire** bauen laſſen, ſeitdem wir hier geweſen, es iſt ein kleines Haus von Marmor mit verzinntem Bleche gedeckt; es hat eine marmorne Wanne, wohinein warmes und kaltes Waſſer durch zwey bleyerne Röhren läuft; das Waſſer wird ſehr bequem im Keſſel in einem Winkel auſſer dem Badezimmer gewärmt. Hr. v. **Voltaire** hat es in den beiden letzten Jahren gebraucht, aber gemerkt, daß ihn das Bad ſchwächte, und es deswegen unterlaſſen. Es iſt gewiß, daß **Voltaire** im verwichenen Februar ſehr krank geweſen. Beine, Hüften, Arme, ja ſelbſt die Hände waren ihm geſchwollen, und man hat einen Anfall von Waſſerſucht befürchtet, itzt aber befindet er ſich ziemlich wohl. Neben dieſem Badehauſe iſt ein längliches hölzernes Gitter, und darin ein Reh, das Hr. v. **Voltaire** nur ſeit 6 Monaten hat: er beluſtigt ſich viel damit,

es iſt auch ſo ſchön und artig, als eine arabiſche Gazelle. Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich in Beſchreibung ſowol der zwey- als vierfüßigen Koſtgänger des Hrn. v. Voltaire ſo genau bin; alles iſt wichtig, was einen ſo merkwürdigen Philoſophen angeht und umgiebt: denn ich wende auf Voltaire ſeinen eignen Ausdruck an, den er von andern braucht: Groſſe Geiſter, ſagt er, einen Newton, einen Fontenelle u. ſ. w. zu ſchaffen, dazu gehören Jahrhunderte, aber einen Freron, einen Nonotte, einen la Beaumelle, einen Patouillet, einen Moraliſten, einen Caſuiſten und mehr ſolche zu machen, dazu gehört nicht mehr Zeit, als man braucht, ein friſches Ey zu kochen. Voltaire iſt ein auſſerordentlicher Mann, hat beides Gutes und Böſes geſtifftet; wäre ſein Herz ſo gut, wie ſein Verſtand, ſo wäre er ohnſtreitig beſſer, nützlicher und gröſſer geworden. Ein Frauenzimmer antwortete ihm artig, als er ſie mon coeur nannte: ich wünſchte lieber, ſagte ſie, daß Sie mon eſprit ſagten.

Doch ich komme wieder auf die hiſtoriſche Beſchreibung von Voltaire, die ſittliche Seite verſpare ich auf einandermal. Seine Küche iſt ſehr groß und wohlgeordnet, er hält einen guten Tiſch; Kargheit merkt man nirgend bey ihm, ſo wie er auch ſeit mehreren Jahren ſeine Bücher nicht mehr verkauft. Der Buchführer Cramer in Genf bekomt alles umſonſt von ihm; dieſer iſt durch den häufigen Abſatz reich geworden, er überläßt Hrn. v. Voltaire nur ſo viel Abdrücke, als er verlangt. Hr.

v. Voltaire hat auch mehr als er bedarf; er antwortete einſt einem, der ihn fragte, wie groſſe Einkünfte er jährlich habe: ſo viel tauſend Livres als verbotne Sätze in Quesnells neuem Teſtamente ſind, das heißt 101; allein man glaubt, er habe wohl 150000 Livres jährlicher Renten, iſt alſo ein reicher Dichter; er iſt nicht nur Herr von Ferney, ſondern auch von Pregny, dreyviertel Stunden von hier, und von Tournay, alles Schlöſſer, beſitzt auch den größten Theil in Chambaiſy; auſſerdem hat er bey gewiſſen Fürſten viel Geld ausſtehen. Sein Secretair, Hr. Vaniere, ein geborner Schweizer, iſt nun ins ſechszehnte Jahr bey ihm: er wohnt mit ſeiner Frau gerade unter Hr. v. Voltaires Zimmern neben der Küche, will er ihn herauf haben, ſo ſtampft er nur mit dem Fuſſe. Er thut weiter nichts als abſchreiben. Voltaire ſchreibt zuerſt alles ſelbſt, und zwar recht gut, ohne Brillen, die er nie braucht, ohngeachtet er nun im achtzigſten Jahre iſt; ſeine Briefe aber diktirt er dem Hrn. Vaniere, und unterſchreibt ſie dann. Er hat einen unglaublich ſtarken Briefwechſel: täglich bekomt er groſſe Packen Briefe, ſowol mit der Poſt von Genf, als mit der von Verſoix. Hr. v. Voltaire hält wenig von den Genferbürgern, und ſie nicht mehr von ihm: er ſchien es mit allen drey Parteyen, den Repréſentans, Négatifs, und Natifs zu halten, und wurde von allen gehaßt. Als ein Medailleur aus Deutſchland ſein Bildniß mit der Inſchrift ſtach, die ihm Hr. de la Condamine aus der Henriade gegeben hatte: Il ote aux Nations

le bandeau de l'erreur, und die Balancierſtange in Genf dazu geliehen bekam, um ſeine Münze abzudrucken, verboten ihm die Genfer, ſo bald ſie dieſen Vers drauf ſahen, mit dem Abdruck fortzufahren, und befahlen dem Medailleur, innerhalb 24 Stunden aus dem Gebiet von Genf zu weichen; in der That war ſo viel nicht nöthig, denn in einer halben Stunde iſt man wohl auſſer ihrer Gerichtsbarkeit. Alſo wurden nur 8 bis 12 Stück Schaumünzen von dieſer erſten Ausgabe geſchlagen: er ſtach nachher eine andere, wovon er das Stück für 6 Livres verkaufte; doch hievon werde ich ſchon geſchrieben haben. Hr. v. **Voltaire** zieht auch keinen Vortheil von allen Uhrfabriken hier auf Ferney, es ſind ihrer zuſammen über 60, er nimt nur eine ſehr leidliche Hausmiethe. Es ſieht hier wie eine kleine Stadt aus, faſt alle neue Häuſer werden von Uhrmachern bewohnt, die Flüchtlinge von Genf ſind; ſie ſind hier von allen Schatzungen und Zöllen frey, welches ſie zwar auch in Genf und der ganzen Schweiz ſind, hier aber haben ſie den groſſen Vortheil, daß ſie auf franzöſiſchem Boden wohnen, und alſo ihre Uhren in Paris und überall in Frankreich frey verkauft werden können, und dagegen die Genfer Contrebande ſind: man arbeitet hier recht gut, der Preis einer goldenen Uhr iſt nach der Güte, die geringſte zu 5 Louisd'or.

Hr. v. **Voltaire** thut itzt im Alter wohl; er nimt ſich der Unglücklichen mit der Feder und mit thätiger Beyhülfe an, wie ganz neulich des Hrn. **Morangies** wegen der falſchen Zettel, und

 vorher

vorher der Familie Calas in Toulouſe. In einem beſondern Hauſe wohnt hier Hr. Florian, der mit Hrn. v. Voltaires Nichte verheirathet geweſen, itzt aber die zweyte Frau hat. Viele ſagen auch Corneilles Nichte, die Hrn. du Puit, der nicht weit von hier wohnt, geheirathet hat, ſey ganz in der Stille Voltaires Tochter. Es iſt bekannt, daß Voltaire ihr ſeine Noten und Kritiken über Corneilles Werke zum Brautſchatze mitgab, worüber viele den Einfall hatten: Mr. *de Voltaire* a marié la niece de *Corneille* aux dépens de ſon Oncle. Hrn. v. Voltaires Büſte iſt nun fertig, und in der Academie Françoiſe aufgeſtellt. Voltaire iſt eiferſüchtig drüber, daß Jean Jaques die Großmuth hatte, das Scherflein der Wittwe beyzutragen, es waren 2 bis 3 Louisd'or, die er gab. Der König von Preuſſen ſoll 12 gegeben haben. Man meynt, Frau Denys werde einſt ein groſſes Leichenbegängniß für Hrn. v. Voltaire anſtellen, dann werde er ein andres Grabmaal, beſſer hinauf, als die bloſſe Pyramide in der Kirchmauer, bekommen, woran Grabſchriften und Verzierungen nicht geſpart werden ſollen.

Hrn. v. Voltaires Bibliothek darf ich nicht vergeſſen, ſie iſt ſehr ſchön und ausgeſucht; er hat Calmets Werk über die Bibel, worin ich verſchiedene die Neugier reizende Anmerkungen ſahe, von Voltaire eigenhändig geſchrieben, und zwiſchen die Blätter gelegt; hier fand ich abermals, was ich in allen ſeinen Büchern geſehen, daß er allzeit die Schwierigkeiten angiebt, ohne ein Wort von deren

Auflö-

Auflöſung- und Beantwortung zu ſagen, die im Calmet dabey ſteht; dis iſt nicht redlich. Faſt alle italieniſche Dichter hat er, von den franzöſiſchen ſchätzt er Racine am meiſten. Er hat Bücher in allen Wiſſenſchaften und Wörterbücher von allen bekannten Sprachen. Seine meiſten Bücher ſind in Octav, in Folio hat er nur einige, wie Bayles Wörterbuch u ſ. w. In der Bibliothek hat er auch einen ausgeſtopften Tiger, der ſo wild und böſe ausſieht, als lebte er und wollte beiſſen.

Zum Schluß will ich Ihnen doch erzählen, wie wir heute nach Ferney gekommen ſind. Graf Penna Florida und Abt Cluvier nöthigten uns, hieher Geſellſchaft zu machen, weil ſie glaubten, daß wir als ſchon mit Hrn. v. Voltaire und ſeinen hieſigen Freunden bekannt, ihnen Vortritt würden verſchaffen können: wir reiſeten heute frühe von Genf, um gute Zeit vor uns zu haben: wir begegneten Hrn. du Rey unterwegens, nicht weit von der Stadt, er dachte uns zu beſuchen, aus Gefälligkeit kehrte er um, und machte mit uns Geſellſchaft nach Ferney: er brachte das Gewerbe aufs beßte bey Hrn. v. Voltaire an, allein er war krank, und hatte in der That Caßia zum Purgiren eingenommen: kurz, ſo gern auch Hr. du Rey dieſen Herren dienen wollte, da er die ſpaniſche Nation ſehr liebt, und auf ſeinen Reiſen in Spanien ſehr groſſe Höflichkeiten genoſſen hat, wars ihnen doch unmöglich, ihn zu ſehn zu bekomm n. Hr. du Rey hat nachgehends mehrere Verſuche gemacht, allein umſonſt; wahr iſts, daß Hr. v. Voltaire Arzney

 genom-

genommen hat, dis bezeugte ſelbſt ſein alter grauhaariger Kammerdiener la Vigne, der alle Beſuche bey Hrn. v. Voltaire einführt, und uns nun ſo wohl kennt; er iſt 20 Jahr bey ihm. Den beiden Herrn Spaniern verdrießt dieſe Weigerung, ſie verachten ſie mit ſpaniſchem Stolz, gehn itzt herum und beſehn die hier zu ſehenden Herrlichkeiten, und ich ſchreibe unterdeſſen dieſen langen Brief an Sie, da ich Ferney doch ſchon ſo oft geſehn habe. Ein ſo weitläuftiges und umſtändliches Schreiben bedarf allerdings Entſchuldigung, es fehlt ihm in der Bio- und Topographie wenig zu einem Pendanten von Delsboa illuſtrata, wäre nur noch ein gewiſſes Haus berührt, ſed ne moveas camarinam, es fehlt an beſſern Gegenſtänden auf Ferney nicht. Daß ich itzt ſchlieſſe, haben Sie Frau Jennings zu danken, wir ſind bey ihr zu Mittag gebeten, dis iſt Schuld, daß ich ſo eilig und ohne Ordnung hingeſchrieben habe, wie mir jedes vorgekommen iſt. Doch ſind die Nachrichten genauer, als was ich vor 3 Jahren ſchrieb, welches hiedurch berichtiget und verbeſſert werden kann; aber in der unveränderlichen Freundſchaft und Ergebenheit kann nichts geändert werden, womit ich bin ꝛc.

N. S. Den Umſtand darf ich nicht vergeſſen, daß Hr. du Rey ein vertrauter Freund von Jean Jacques (ſo heißt ja Hr. Rouſſeau über ganz Europa) geweſen, und viel mit ihm in Neufchatel zuſammen gewohnt hat; er ſchätzt ſein vortrefliches Herz ungemein, und hats oft

gewagt,

gewagt, ſeine Partey an Voltaires Tiſche zu nehmen. Er iſt eben zugegen geweſen, als ein Maltheſerritter, Hr. Saint Benoit, zu Hrn. Rouſſeau gekommen, und ihm einen Brief vom General Paoli gebracht, worin er ihn gebeten, Geſetze für die Inſel Corſica zu machen: Rouſſeau iſt die Sache anfangs verdächtig vorgekommen, indem er gemeynt, man wollte ihn aufziehen; als aber der Ritter eigentlich ſo lange da geblieben, um ſich zu beglaubigen, daß er ein richtiges Gewerbe habe, und daß der Brief von Paoli ſey, hat Rouſſeau gefragt, was für eine Regierungsart General Paoli im Sinne habe; wolle er eine Monarchie oder Ariſtokratie, ſo könne er ſich nicht damit befaſſen, habe er aber die Demokratie gewählt, ſo wolle er für ihn arbeiten. Ueber Jean Jaques Bildniß hat Hr. du Rey dis Inpromptu gemacht:

Oui, Rouſſeau, ton portrait dans l'exile que j'endure,
Eſt un don auſſi cher à mes yeux qu' á mon coeur,
Il répare, il efface, et venge ſon injure;
Je vois un *Ariſtide*, un Sage, un grand Auteur,
Plus malheureux que moi, plus digne de bonheur
Je baiſe ton image, et me plains ſans murmure.

Ueber Hrn. Rouſſeaus Bildniß, das unter ein Crucifix über dem Tiſche hier auf Ferney gehängt war, hatte Hr. du Rey auch folgendes Diſtichon geſchrieben:

Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella,
Pendentis colitur ſic mihi forma Dei.

Aber Hr. v. Voltaire komt in ſeiner Abweſenheit herauf, ſieht die Verſe, ſtreicht gleich den letzten aus, und ſchreibt einen andern hin, woraus dis Diſtichon wird:

Ante meos oculos pendet Tua, Rufe, tabella:
Sed cur non pendet vera figura viri?

Hr. du Rey komt zu Hauſe, kennt ſogleich Voltaires boshaften Finger, ſchweigt aber und läßt ſich nicht merken, daß er die Aenderung bemerkt. Hier wird erzählt, was ich vorhin nie gehört, Hr. Rouſſeau habe ſchon längſt mit ſeiner Frau le Vaſſor einen Sohn, und zwar lange vor der philoſophiſchen Hochzeit im Dauphiné. Voltaire ſchont Rouſſeau niemals, wenn er an ihn geräth, eben ſo wenig Hrn. Freron und andre, die ſich unterſtanden, anders zu denken, als er. Einſt erzählt jemand Hrn. Voltaire, Lucrez ſchreibe, wenn man auf eine Schlange ſpeye, verliere ſie ihr Gift: Hum, ſagt Voltaire, das kann nicht wahr ſeyn, geht aber in ſein Kabinet, ſchlägt im Lucrez nach und findet die Stelle; gleich nimt er die Feder und ſchreibt in ſein Sottiſier: Lucrez ſchreibt, wenn man auf eine Schlange ſpeye, verliehre ſie ihr Gift; man verſuche auf Freron zu ſpeyen, und ſehe, obs zutrifft. Sottiſier nennt er ſein Taſchenbuch, worin er Verſe, Einfälle, Sottiſen und dergleichen Gedanken ſtreuweiſe, wie ſie ihm einfallen,

len, einſchreibt; auf italieniſch heiſſen derglei-chen Bücher Taccuino, auch Zibaldone. Mir deucht, daß **Voltaire** groſſes Recht hat, ſei-nes Sotiſier zu nennen, denominatio fit a potiori; die Sache konnte nicht anders, als mit einem neuen Worte, benannt werden, ein ſo auſſerordentlicher Schriftſteller hat dis Recht. Ein Prieſter bey uns hielt ſich zur alten Welt, er nannte ein ſolches Buch Alcoran.

Hier ſollte ich Ihnen zwar eine Menge von Hrn. von **Voltaires** Verſen, Epigrammen, Einfällen u. ſ. w. ſchicken, allein ſie können nicht früher geſagt werden, als ſie ſchon in franzöſiſchen Monatsſchriften und Zeitungen gedruckt ſtehen, und hier ſind ſie unter ſo vie-len magern Stücken, wovon jene ſonſt voll ſind, rechte Leckerbiſſen für die Leſer. Wüßte ich, daß ſie **Voltaires** Verſe auf **Guſtafs** groſſe That (ſie ſind im Journal Encyclopedique vom 15 Novemb. 1772 gedruckt, **Voltaire** iſt itzt mit dieſen Verſen nicht zufrieden, er fin-det ſie zu ſchwach, und wollte ſie mir ſelbſt nicht einmal geben) noch nicht geleſen hätten, ſo wollte ſie Ihnen nebſt vielen andern Sachen ſchicken, wie ſeine Epitre an Hrn. **Marmontel**, die ſchon im Mercure de France gedruckt iſt, ſein Quatrain über der Marquiſin von **Pompa-dour** Bildniß, das ſie ſelbſt gemahlt und ihm geſchenkt hat; dergleichen auf die Gräfinn du Barry, die ihm zwey Küſſe mit Hr. de la Borde ſchickte; ein dergleichen über ihr Bild-

 niß

niß auf Hr. de la Bordes Schnupftobacks-doſe, nebſt vielen andern: ſo bald Sie nur wiſſen laſſen, welche Sie nicht geleſen, und eben haben mögten, ſo ſtehn ſie zu Dienſt, ſonſt könnte ich vielleicht wenig Dank verdienen, wenn ich das Papier mit bekannten Sachen füllte. Aber ein Quatrain auf die Herzoginn von Würtemberg iſt zu friſch, als daß es Ihnen bekannt ſeyn könnte. Sie ſaß neben Hrn. v. Voltaire am Tiſche, als ſie neulich bey ihm am 7 Septemb. zu Abend ſpeißte. Hr. von Voltaire nannte die Prinzeßinn allzeit: Votre Alteſſe, allein die Herzoginn ſagte endlich zu ihm: Tu es mon Papa, je ſuis ta fille, et je veux être apellée ta fille. Voltaire nahm ſein Bleyſtift aus der Taſche, verlangte eine Karte, und ſchrieb drauf:

> Ah! le beau titre que voilà!
> Vous me donnez la premiere de places;
> Quelle famille j'aurois là!
> Je ſerois le Pere des Graces.

Er gab die Karte der Prinzeßinn, die ihn dafür umarmte und küßte. Hr. v. Voltaire iſt ein gar groſſer Schmeichler derer, die die Macht haben, und am Ruder ſitzen: niemand ſchien den Herzog von Choiſeul ſo ſehr zu ſchätzen, als er, und nie fehlten Verſe und Lobgedichte, der Herzog begünſtigte ihn auch ungemein; allein mit ſeinem Fall fiel auch Voltaires Hochachtung; dis wußte der Herzog wohl: als ein neues Haus auf Chanteloup gebauet war,

war, und man ihn fragte, was für einen Wetterhahn man aufs Dach ſetzen ſollte? ſagte der Herzog: „Setzt einen Voltaire hin.“ Dis geſchahe auch, und die Geſtalt ſoll dem Original ſehr treffend, ſogar darin gleichen, daß ſie ſich nach jedem Winde drehet.

Ob Voltaire im Herzen einen wahren Freund hat, und ob jemand Voltairen von Herzen gut iſt, daran zweifeln viele. Ich habe bey Seneca geleſen: ama, ut ameris. Viele haben mir geſagt, er habe keinen aufrichtigen Freund, alſo hat er ſeine 80 Jahr wohl verlebt, wenn er darin nicht ein einziges Herz gewonnen hat. Voltaire hat ſich reich an Geld, und arm an Freunden gemacht. Juvenal ſcheint ihn in der 12ten Satire am Ende gemahlt zu haben:

Vivat *Pacuvius*, quaeſo, vel *Neſtora* totum!
Poſſideat quantum rapuit *Nero*, montibus aurum
Exaequet, nec amet quemquam, nec ametur ab ullo!

Hat er indeſſen keine Freunde, ſo hat er doch deſto mehrere Anhänger gewonnen, ſogar ſolche, die bey dem allen ſeinen moraliſchen Charakter zu verachten wiſſen, die wiſſen, daß er ſeine Feder nie der Wahrheit geheiliget hat, aber ſein Genie brauchen und misbrauchen ſie zum Beſpotten. Viel Gutes hat er gethan, indem er den Aberglauben ſo ſtandhaft beſtritten, der wirklich durch ſeine Schriften ſehr viel eingebüßt hat; dafür haben ihn viele unbillig, als einen Atheiſten verſchrien, weil ihr eigner Vor-

Vortheil zu viel drunter litte, wenn man das Fegfeuer, die Transſubſtantiation u. dgl. nicht mehr glaubte, und ſie doch nicht reinaus ſagen durften und wollten, warum ſie Voltairen haßten. Vom Atheiſten iſt er ſehr weit, vielmehr iſt er der von allen Erdichtungen, Aberglauben, Verfolgung, und Zwang gereinigten chriſtlichen Religion geneigt. Vor drey Jahren werde ich Ihnen ein kleines Buch zergliedert haben, das er damals eben geſchrieben hatte, daraus und nach denen, die täglich mit ihm umgehn, kann man ihn beurtheilen. Von dieſem Buche kann ich, ſo viel ich auch nachgeſpürt habe, nicht ein einziges Exemplar mehr auftreiben; doch weiß ich, daß Graf Sparre eins hatte, das vielleicht itzt in Schweden iſt: das Buch verdient bekannter zu werden. Es iſt glaublich, daß ſeine ſo genannten Freunde, oder richtiger Freunde einer unchriſtlichen Religion, die Abdrücke eingezogen und vernichtet haben; denn wenn Hr. v. Voltaire dergleichen ſchreibt, ſo ſagen ſie, er ſey im Kopfe verrückt, wie, da er beichtete, und das Abendmahl nahm, ſie ſagten, es ſey eine Schwachheit und Raſerey im hitzigen Fieber geweſen. Haben Sie die auf Voltaires Bildſäule entworfene Inſchrift geſehen, die in deutſchen Zeitungen geſtanden? Sie fängt an: En dignum lapide *Voltairium*! und endigt ſich: quem Senatus populusque Phyſico-Atheus aere collato Statua decoravit. Es iſt ausgemacht, daß die

die Voltairianer oder ſogenannten à la Voltaire, weiter gehn, als er ſelbſt: ſo ſind alle Secten ärger geworden, als ihre erſten Stifter waren, die Epikuräer in der Philoſophie und die Arianer, unzählicher andrer zu geſchweigen, ſind Exempel davon.

Hrn. v. Voltaires neue Rechtſchreibung im Franzöſiſchen iſt nicht allgemein angenommen, nur ſeine Anhänger ſind ihr getreu, die alles, was er ſagt, und noch mehr dazu glauben, das er nicht geſagt hat. Voltaire iſt auch der erſte, der Ferney ſchreibt, vorher ſchrieb mans Fernex, nur wars damals in der ganzen Welt nicht ſo bekannt, und nicht in ſo vielen Büchern gedruckt, als itzt. Hierherum giebts eine groſſe Menge Namen von Oertern, die ſich auf x endigen, Fernex, Gex, Bernex, Onnex, Verſoix, Vaux, Verſenax, Verſennex, Ornex, Prix; ſo in Chablais: Cholex, Rux u. ſ. w. Es iſt mir merkwürdig vorgekommen, ohnzweifel iſts ein Ueberbleibſel von den celtiſchen oder galliſchen Namen, wie man bey Julius Cäſar an Vercingetorix, Dumnorix, Allobrox, Segonox ſieht. Eben ſo iſt hier eine zahlreiche Menge Namen, die ſich auf y endigen, als: Pregny, Chamboiſy, Torney, Paugny, Dardagny, Paicy, Satigny, Bourdigny, Malagny, Thoiry, Pouilly u. a. in Savoyen: Faucigny, Juſſy, Voiſy, Chambery, Chilly, Tilly, Anthy, u. ſ. w.; in der Schweiz: Doucilly, Genouilly, Dully, Roſty, Vidy, Burſigny.

Ha-

Haben Sie einen Kupferſtich le Lever du Philoſophe de Ferney geſehen? er iſt von Hr. Hubert, von dem ich vorhin geſchrieben, Voltaire ſieht ſich ſehr gleich darin, er iſt in der Stellung, wie er die Hoſen anzieht. Herrn Hubert vermißte ich dismal gar ſehr, itzt iſt er in Paris, ich hoffte mehr in Karten geſchnittene Voltaire von ihm zu bekommen; der, den er vorigesmal ſchnitt, und ich vom Prinzen von Mecklenburg geſchenkt bekam, iſt nun ſo abgenutzt, einige tauſend Menſchen in Italien, ſowol an Höfen, als in Hütten, haben ihn geſehen und begriffen; ſchade iſts, daß ich nicht mehrere neue bekommen kann, ſonſt ſchickte ich Ihnen einen mit der Poſt.

Die Nachſchrift iſt weitläuftig gerathen, und zwar aus einer Urſache, die ich Ihnen ſagen muß. Vielleicht iſts der letzte Brief, den ich Ihnen ſchreibe, denn morgen ſoll ja ein Komet gegen unſere arme Erde ſchräge anrollen, und dann werden alle Dintenfäſſer entweder überlaufen, oder von einer Fluth weggeſchwemmt werden. Man beſchuldiget Hrn. de la Lande, er ſey mehr Prophet als Berechner; ein gewiſſer Noſtock, den hier niemand kennt, ſoll eben dieſe aſtronomiſche Weiſſagung geſtellt haben, ſie wird aber unter die Apocrypha gehören. Wir werdens morgen ſehen; ſchlafen Sie inzwiſchen dieſe Nacht wohl.

Siebenter Brief.

Lauſanne, den 7ten October, 1773.

Zum Glück kann ich Ihnen noch ſchreiben. Alle Gefahr wird nun überſtanden ſeyn, die Welt ſteht noch, und iſt hierherum noch eben ſo ſchön; ich vermuthe, in Schweden wird in dieſen Tagen eben ſo wenig eine Veränderung vorgegangen ſeyn, nur wirds herbſtmäßiger ausſehn, als hier. In Genf war wenigſtens das Frauenzimmer am 2ten October recht bange, und ſie hatten des Abends ihre Augen mehr auf den Himmel, als auf die ſchönen Spatziergänge, alle fürchteten ſich, von dem unbarmherzigen Kometen überraſcht zu werden, der, wie man ſagte, ſo wenig Ehrfurcht vor den Reiz des ſchönen Geſchlechts haben würde; allein Baron Rudbeck und ich waren dieſen Tag auf der Bibliothek; die Direction, die die Aufſicht drüber hat, hielt eben ihre Verſammlung, als Hr. Diodati nun alles in Ordnung geſetzt hatte. Eben dieſen Tag machte uns Hr. du Rey den Abſchiedsbeſuch. Den folgenden Tag thaten wir eine Luſtreiſe aufs Land zu Hrn. Rieu, der ein Landgut Bourdigny 1½ Meilen von Genf hat: man komt zuerſt Chatelaine vorbey, ein Dorf in Frankreich, wo Schauſpiele und Opern zu gewiſſen Zeiten des Jahrs, wie itzt, gehalten werden: dann wieder auf Genferboden. Ich werde Ihnen vorhin erzählt haben, daß Hr. Rieu eine ſchöne Büchersammlung hat, daß er ein denkender Mann, und von Voltaires nächſten

Bekann=

Bekannten iſt: er hat auch eine artige Frau, eine geborne Amerikanerinn, ſie hat ſehr vielen Verſtand. Hr. Rieu arbeitet itzt an der Abſchrift einer merkwürdigen Handſchrift, die er herauszugeben denkt: Hiſtoria del famoſo Predicator Fray *Gerundio de Campazas, alias Zotes*; eſcritta par -- -- Don *Franciſco Lobon de Salazar*, Presbytero etc. Quien la dedica al publico. Der erſte Band iſt zu Madrit 1758 in Quart auf 335 Seiten gedruckt, aber ungemein rar; der andere Band hat das Tageslicht noch nie geſehen, dieſen will Hr. Rieu ſpaniſch herausgeben; hernach denkt er auch eine franzöſiſche Ueberſetzung des ganzen Werks zu machen, doch ohne ſeinen Namen vorzuſetzen. Es iſt ein ſehr merkwürdiges und bedeutendes Werk, es wird verſchiedenes darin gegen die Mönche und gegen die Inquiſition geſagt. Der Verfaſſer dieſer ſatyriſchen Werke iſt wol nicht ſo recht bekannt, man meynt, es ſey Doctor Iſlar; er iſt der wahre Swift der Spanier. Auch ein anderes ſpaniſches Buch ſahe ich bey ihm, das eben ſo wenig gemein iſt: Hiſtoria general de las Indias Occidentales, ò de los Hechos de los Caſtellanos en las Islas, y Tierra Firme del Mar oceano, eſcritta par *Antonio de Herrera*, Coroniſta Major. En Amberes, 4 Foliobände. Hr. Rieu hat auch beide auf Hrn. v. Voltaire geſchlagene Schaumünzen, die eine von 1769, die ſo rar iſt, die andre von 1770, wovon ich das letztemal geſchrieben. Auſſer gewiſſen Bildſäulen und Bruſtſtücken, habe ich Hr. v. Voltaire nirgend ſo wohl getroffen gefunden, als auf dieſen von

Hrn.

Herrn **Wächter** geſchlagenen Münzen und Herrn Huberts Kupferſtiche. Wir brachten den ganzen Tag ſehr vergnügt bey Hrn. Rieu zu, eben an dieſem Tage warens 3 Jahre, als wir vorher da geweſen waren, und gerade auch Mittags in dieſem angenehmen Hauſe gegeſſen hatten. Ich erwähnte der Schauſpiele, die ſo nahe bey Genf auf franzöſiſchem Boden geſpielt werden; der Ort heißt la Chatelaine, etwa eine halbe Meile von der Stadt; wir waren einmal in Baron Hamiltons Geſellſchaft dort, es wurde **Voltaires** l Enfant prodigue aufgeführt. Wir ſpürten gleich, daß wir nicht mehr in Italien waren, hätten auch die Verzierungen, nebſt der Sprache, uns nicht davon überführt, ſo hätte es doch die mittelmäßige Muſik und der Geſang gethan. Der Schauplatz iſt klein, nur zwey Reihen Logen ſind da; Zuſchauer waren wenig. Die Genfer lieben die Bühne nicht ſehr; ſie thun wohl, vors erſte gehorchen ſie den Geſetzen, und dann verſäumen ſie ihre Handwerke nicht, und gewöhnen ſich nicht an Müßiggang und Eitelkeit. Wir beſahen in Genf die ſchöne Cattunfabrik, wo Cattune gedruckt werden; die Cattune ſelbſt werden von Indien gebracht, und hier druckt man mit hölzernen Formen die ſchönſten Farben und Figuren drauf, dann werden ſie getrocknet und mit Agath geglättet und geglänzt: dieſe Fabrik iſt unbeſchreiblich groß; es verdrüßt mich, daß ich den Namen des artigen und geſchickten Directeurs nicht behalten habe.

Die groſſen Pumpen in Genf, die mit Waſſer gehen, das Waſſer aus der Rhone ziehen, und hernach in Rennen durch die ganze Stadt herum vertheilen, beſahen wir auch; es iſt ein ſehr ſchönes und vortheilhaftes Werk.

Die Herren **Pennaflorida** und **Cluvier** reiſeten am 2ten October von Genf, eben als man prophezeyte, daß unſere ſchwache Erde über den Haufen geſtoſſen werden ſollte; den Abend vorher ſchrieben ſie einen Brief an Hrn. v. **Voltaire**, worin ſie ihm von der Purganz, die er eingenommen, gute Wirkung wünſchten, daß ſie alles Böſe aus dem Leibe wegpurgiren mögte; ſie beklagten, daß es nicht ſo leicht ſey, ihn zu ſehen, wie vor Alters Sokrates; der ſpaniſche Stolz aber lieſſe ihnen nicht zu, länger zu warten u. dgl. Sie r iſeten nun den nämlichen Weg nach Turin zurück, den ſie gekommen waren, unterwegens wollten ſie die Bergwerke von Chambery beſehen. Sie ſagten mir, es ſey eine Akademie der Wiſſenſchaften in Spanien unter dem Namen la Sociedad Baſcongado de los Amigos de el Pais geſtiftet, ſie iſt vom Jahre 1765. Für Spanien iſt dis eine groſſe Neuheit. Graf **Pennafloridas** Vater iſt der erſte Urheber davon geweſen, ich meyne auch, daß ſchon einige Abhandlungen herausgegeben ſind.

Abends, als wir von Hr. Rieu kamen, begegneten wir Hrn. v. **Voltaire** vor dem genfer Thore, er grüßte uns ſehr freundſchaftlich; dis war gewiß das letztemal, daß wir den merkwürdigen Alten geſehen haben. Er hatte bey dem Reſiden-

ten

ten Hennin einen Beſuch gemacht, ſonſt iſt er in neun Jahren nur zweymal in Genf geweſen; komt aber oft und beſucht den Reſidenten auf dem ſchönen Landgute vor dem Thore, wo er von Hrn. Jennings ein naher Nachbar iſt.

Habe ich Ihnen erzählt, daß die Encyclopedie itzt mit aller Macht in Genf in Folio gedruckt wird, und der Artikel Geneve völlig umgeändert drin ſteht? So edel iſt die Freyheit. Es iſt eben die Ausgabe, die ich Ihnen vormals von Paris ankündigte; itzt hat man ſowol die Schriften als die geſtochenen Platten, ja ich glaube gar das Papier nach Genf geſandt. Die erſten drey Bände wurden richtig in Paris, 2000 Abdrücke von jedem, gedruckt, wurden aber auch alle richtig in die Baſtille geſetzt, und liegen noch da, ſind alſo 6000 für den Buchführer verlorne Abdrücke; er wird nicht ſagen, daß es richtig war, wenn man ſeinen Schaden, wie viel jeder Abdruck gekoſtet, nachrechnet.

Ich verließ das ſchöne Genf am 5ten October. Alle Städte, wo ich viele finde, die ich lieben kann, nenne ich ſchön: denn itzt bin ich ganz Weltbürger. Doch muß ich geſtehen, daß die groſſen Düngerhaufen auſſen vor den Stadtthoren nichts weniger als reizend für die Augen ſind, überdas ſtinken ſie garſtig, wenn man vorbeyfährt; geſunde Polizey iſt es nicht, daß man die Luft mit einem ſolchen Geſtanke vergiftet. Doch ich überlaſſe es andern, die eine feinere Naſe haben, als ich, zu unterſuchen, ob nicht die in der Luft befindlichen Salpetertheilchen ſie geſund machen. In der Haushaltung aber haben

ben dieſe unanſtändigen Unreinigkeitshaufen einen ſichern Nutzen, faſt den nämlichen, den ſich Veſpaſian machte, da er, wie Sueton erzählt, auf Lotium Schatzung legte; denn als ihm ſein Sohn dis als ſehr unanſtändig vorwarf, nahm er von dem daraus eingekommenen Golde, hielts ihm vor die Naſe, und hieß ihn verſuchen, obs noch — — — röche. Nachher düngen ſie ihre Aecker und ſchönen Gärten damit, auch werden dadurch die Gaſſen rein gehalten. Gewiſſe Perſonen habens hier in Pacht, ſie bezahlen dem Magiſtrat jährlich eine gewiſſe Summe für das Privilegium, die Unreinigkeiten von den Gaſſen abzuführen, kein anderer darf ſich dis unterſtehen; alles wird vor die Thore hinausgebracht: die Pächter verkaufens nachher, 4 oder 5 Cubikfuß Unreinigkeit koſten 3 Louisd'or. Auri ſacra fames! das artigſte iſt, daß an andern Orten die Stadt die Leute bezahlen muß, die das Kehricht und die Unreinigkeiten von den Straſſen wegſchaffen, in Genf hergegen bezahlt man für die Erlaubniß dazu. Dieſe Einrichtung ſollte man an andern Orten nachahmen, Arbeitſamkeit, Einkünfte und Reinlichkeit auf den Gaſſen würden nicht wenig dabey gewinnen.

Auf der Reiſe von Genf nach Lauſanne kamen wir durch einige artige Städte, die eine ſehr ſchöne Lage am Genferſee haben, an deſſen recht bezaubernden Ufern wir hinreiſeten. Zuerſt durch das Dorf Verſoix, das der Herzog von Choiſeul zu einer Stadt zu machen dachte; es rinnt ein Bach gleiches Namens vorbey, im See iſt ein Haven, an

wel-

welchem man die Stadt anlegen wollte: der Umriß dazu iſt mit Pfählen bemerkt. Jtzt ſind nur einige Kaſernen und kleine hölzerne Häuſer für die Mannſchaft, Soldaten und Juvaliden, die hier, um die Grenze zu bewahren, wie überall auf den Grenzen von Frankreich und der Schweiz, in Beſatzung ſind. Von hier durch Coppet, 2 franzöſiſche Meilen von Genf, die erſte ſchweizeriſche Stadt im Canton Bern. Weiter durch Nyon, eine kleine artige Stadt. Hier nahmen wir uns nicht die Zeit, uns aufzuhalten, weils ſchon Abends ziemlich ſpät war; ſonſt würden wir mit dem Grafen Gorani, einem Jtaliener von Mayland, Bekanntſchaft gemacht haben, von dem man uns ſchon in Mayland geſagt hatte, daß er hier wohne, ſeitdem er das Buch: le vrai Deſpotisme herausgegeben, das in der Staatskunſt, ich meyne gewiſſer Länder, nicht ſo ganz rechtgläubig war; denn Staatskunſt und Religion gehören zur Geographie, was in einem Lande recht iſt, iſt im andern falſch. Hier wohnt auch Hr. Beranger von Genf, der Verfaſſer von Hiſtoire de Geneve, 6 Octavbände: er hat dem Volke und der Demokratie etwas ſehr das Wort geredet, wodurch in ſeine Geſchichte, die ſonſt nicht übel iſt, viele Fehler eingefloſſen ſind. Auf der Reiſe von hier nach Role, wo wir Nachtlager nahmen, kamen wir mit einem Manne in Geſellſchaft, der in der Geſchichte und Staatskunde nicht nur von der Schweiz, ſondern auch von Schweden, Dännemark u. ſ. w. ſehr bewandert war; ich merkte bald, daß er im Norden gereiſet war, da er aber uns nicht nach Namen

und Heimath fragte, fragten wir ihn auch nicht, wir ſprachen den ganzen Weg über zuſammen, er gab uns viele Aufklärungen. Aber wir wurden nicht wenig überraſcht, als er uns zuletzt bey unſern Namen nennte, und uns ſagte, daß wir Schweden wären; als wir ihn fragten, wie er uns kennte, bekamen wir zur Antwort, daß dergleichen Leute ſich nicht durch ſo aufmerkſame Oerter hindurch ſtehlen könnten; damit nahm er von uns Abſchied, dankte für gute Geſellſchaft, und benahm uns alle Gelegenheit, weiter nachzufragen, wer er ſey. Nachher erfuhren wir, daß es der königl. däniſche Etatsrath Reverdil geweſen, ein geborner Schweizer, zuerſt Lehrer des itzigen Königes von Dännemark, nachhero Etatsrath, bis zur Veränderung vom Jahre 1772: itzt wohnt er in Nyon. Er iſt ein ſehr artiger Mann, von weitläuftigen Kenntniſſen, der Verfaſſer vom zweyten Bande von Lettres ſur le Danemarc, Copenhague chez *Claude Philibert* 1760. Der erſte Band kam 1758 heraus, von Hrn. Rogers Hand. Hr. Reverdil hat auch des bekannten Ulefelds Leben geſchrieben, es iſt noch in der Handſchrift, doch denkt ers herauszugeben. Von Role reiſeten wir durch die Stadt Morgue. Hier fängt das Land Cote an, wo wir ſchöne Weinberge, längs dem See hinaus, bis nach Lauſanne ſahen; dieſer Wein, Vin de Côte, iſt berühmt, und hat viel Feuer. Nun ſah'n wir ſchon Schnee auf allen hohen Bergen, ſowol jenſeit des Sees in Savoyen, als disſeits, doch in weiter Entfernung auf den Bergen Bourgues und den bey Baſle: der Schnee iſt dieſe Nacht gefallen. Hier

Hier in Lauſanne wohnen wir in der gröſsten Straſſe Rue de Bourg, die wegen der Privilegien merkwürdig iſt, die blos auf den Häuſern in dieſer Straſſe haften: der nämlich, der drin wohnt, wäre er auch nur Schuſter, wohnt er nur in einem davon, hat das Recht, die andern in allen peinlichen Sachen zu richten; ſie ſprechen ſogar das Todesurtheil, und niemand kann es ändern, ſofern man nicht an den groſſen Rath in Bern, und zwar innerhalb 24 Stunden appellirt, welches beynahe unmöglich iſt; denn vors erſte iſt Bern 18 franzöſiſche Meilen von hier, und dann ſoll in ſo kurzer Zeit der aus 200 Perſonen beſtehende groſſe Rath ſich verſammlen. Auch haben ſie den Vortheil, daſs ſie nicht les Lots, oder die ordentlich zu entrichtenden Abgaben, wenn ſie Landgüter oder Ländereyen kaufen, auch keine andere Abgaben entrichten. Urſach genug, warum dieſe Häuſer ſehr geſucht werden. Ihr Richterſtuhl beſteht etwa aus 40 Perſonen. Dieſe Freyheitsbriefe ſind ihnen vom Kayſer **Rudolph** von Habſpurg verliehen. Sonſt ſind hier Verordnungen gegen den Aufwand ſo gut, wie in Genf. Die Mannsperſonen dürfen keine Treſſen, Stickereyen, Spitzen u. dgl. tragen, doch können ſie Hüte mit Treſſen haben, ſammetne Kleider darf man nicht tragen, wol aber Weſten und Beinkleider: das Frauenzimmer darf keine Diamanten und Steine tragen, ſie müſsten denn geſchnitten ſeyn. Lauſanne iſt eine angenehme Stadt, 1 franzöſiſche Viertelmeile von der See, denn die geſchrieben haben, ſie liege am Strande, haben geirrt; es ſind groſſe

Weinberge zwiſchen dem See und der Stadt. Die Straſſen gehn bald auf bald nieder, auf einigen Stellen ſind ſehr ſteile Anhöhen. Es ſind Springbrunnen da, aber die Gaſſen ſind ziemlich unrein. Die Stadt gehört unter Bern, genießt aber doch ihre Municipalrechte. Das Land am See von Lauſanne bis Vevai, etwa 6 franzöſiſche Meilen, heißt Vaux, Waadt, es iſt voller Weinberge gegen die Sonne; einige ſchreibens auch Vaud, allein das kann Verwirrung geben. Die Hauptkirche liegt auf einer groſſen Höhe oder Terraſſe, die einen ſchönen Spatziergang und eine vortrefliche Ausſicht über die ganze Stadt und den See hat. Die Kirche iſt von gothiſcher Bauart, doch ſchön und groß, hat keinen Altar. Der Gottesdienſt wird wie in Genf gehalten, Prediger und Gemeine ſetzen den Hut unter der Predigt auf. Hier aber geht man mit einem Beutel, um die menſchliche Eitelkeit ein wenig anzuziehen; in Genf ſteht nur eine Armbüchſe bey der Thür, es giebt drein, wems beliebt. Hier hält man ſich noch an Calvins Lehrſätze. Der Heidelbergſche Katechiſm iſt angenommen, auſſerdem bekennt man ſich zum heidelbergiſchen Bekenntniß, welches alle Kirchenlehrer und Geiſtliche beſchwören ſollen; zwar hatte man dis Bekenntniß auch in Genf angenommen, nun aber ſeit etwa 25 Jahren frägt man dort nicht viel darnach. Ich verſpare das übrige.

Achter Brief.

Lauſanne, den 11ten October, 1773.

Die erſte Bekanntſchaft, die wir hier machten, war mit dem berühmten Tiſſot, denn in Lauſanne zu ſeyn, und nicht Hrn. Tiſſot zu kennen, das hieſſe in Rom ſeyn und den Pabſt nicht ſehen; wir ſind ſehr glücklich, daß wir nicht für unſere Geſundheit eigentlich ſeinethalben hieher zu kommen bedürfen, wie ſo viele andre, die von allen Orten Europens, vorzüglich aus Frankreich, hieher kommen, um dis Orakel um ihre Krankheiten zu befragen; denn unſere Geſundheit iſt ſehr gut, ein Vortheil, den wir in allen dieſen Jahren gehabt, ſo oft wir auch das Clima gewechſelt, und ſo geraume Zeit wir eine für Schweden ungewöhnlich warme Luft eingezogen haben. Von Hrn. Tiſſot kann man ſagen, was Cicero von einem Rechtsgelehrten ſagt: eſt enim domus Jurisconſulti oraculum totius civitatis, man ſetze nur domus Medici; er iſt aber auch in der That ſehr mit Geſchäfften überladen. Er iſt artig, gefällig und gelehrt; frägt viel nach dem Zuſtande der Gelehrſamkeit in Italien und Schweden. Neulich hatte er von Frau Roſén von Roſenſtein den Trauerbrief auf das Abſterben unſers ſchwediſchen Hippocrates erhalten, den er ſehr bedauret, er ſagt, er ſchätze ſein Verdienſt ungemein hoch. Ebenfalls ſpricht er mit ſehr vieler Hochſchätzung von unſerm Dioſcorides, deſſen Genie, die Naturgeſchichte in Europa auf eine ſolche Höhe zu bringen, er mit

Recht bewundert. Auſſer ſeinen Kranken beſchäfftiget er ſich mit einem merkwürdigen Werke, das er itzt drucken läßt: Traité des Nerfs et de leurs maladies; 168 Seiten ſind ſchon in groß Duodez gedruckt, es wird 2 Bände ausmachen. Beſonders iſts, daß der 3te Band, der von der fallenden Sucht handelt, ſchon 1770 herausgekommen iſt, die Grundſätze aber von allem kommen in dem, was itzt gedruckt wird. Hr. Tiſſot hat einen jungen, artigen und wohlgebildeten Sohn, der in ſeines Vaters Fußſtapfen zu treten verſpricht.

Unter den Fremden, die itzt Hrn. Tiſſoto halber hier ſind, iſt der Biſchof von Noyon, Broglie, Bruder des bekannten Marſchalls, wir hatten ſchon in Genf die Ehre, ihm vom Reſidenten Hennin vorgeſtellt zu werden, bey dem wir zuſammen Mittag aſſen. Er iſt ein ſehr artiger Herr, uns erzeigt er täglich eine ganz beſondere Güte; er will an Schweden Wirkungen der Begeiſterung zeigen, die ihm König Guſtaf von Schweden in Paris eingeprägt hat, da er die Ehre gehabt, dem Könige aufzuwarten, er ſpricht täglich davon, wie ſehr der König in Paris und ganz Frankreich geliebt worden. Auſſerdem ſind hier verſchiedene vornehme Frauenzimmer aus Frankreich, um ihre Geſundheit von Hrn. Tiſſot wieder zu bekommen, wie die Gräfinn von Clermont-Tonnerre, Dame d'Atours am franzöſiſchen Hofe, und viele andre, denen allen der Biſchof Broglie uns vorgeſtellt hat, wodurch wir in ihre Geſellſchaften und Kreiſe aufgenommen ſind. Sonſt ſind hier viele Ausländer,

die

die auf der Akademie ſtudiren, wie der junge Prinz von Elboeuf, Sohn der Gräfinn von Brionne, Graf Raſumowsky von Rußland, ein Sohn des von der Kaiſerinn Eliſabeth erhobenen Hetmans der Koſaken, nebſt vielen andern. Hier haben wir auch mit dem Marquis de Gentils de Langallerie Bekanntſchaft gemacht, der 1738 in Schweden geweſen, und noch ein ſchwediſches Lied zum Andenken ſeines ehemaligen Aufenthalts ſingen kann, er iſt auch in der Türkey geweſen, itzt bey Jahren, aber ſehr munter. Wir hieltens für unſere Schuldigkeit, nach Hrn. Ritter Beylons *) Angehörigen zu fragen, da Schweden ſo viel Antheil an ihm hat, daß wir ihn für unſern Landsmann, auch, ſeitdem wir in Paris ſeine Bekanntſchaft gemacht haben, für unſern Freund rechnen. Sein Bruder, der Capitain Beylon iſt ſehr artig und wohl bemittelt, iſt in Indien in holländiſchen Dienſten geweſen, wohnt itzt in einem ſchönen Hauſe auf einer Anhöhe, die eine reizende Ausſicht hat: ſeines Bruders Sohn hat eine Fayencefabrik daſelbſt angelegt, die recht ſchön iſt, es ſind viele Arbeiter da. Capitain Beylon iſt in der chineſiſchen und indianiſchen Handlung und Lebensart ſehr erfahren.

Nun die hieſige Akademie betreffend. Sie hat nur 7 Profeſſoren, die für die Studirenden Vorleſungen halten. Gradus giebts in keiner Facultät, man ordinirt nur Miniſter oder Prediger, es iſt der Rector

*) Königl. ſchwediſchen Lecteurs und Ritters vom Nordſtern.

Rector der Akademie, der ihnen die Hände auflegt. Ich erwähnte im vorigen Briefe, daß man hier weit orthodoxer iſt, als in Genf, eben dieſen Ruhm giebt man dem ganzen Canton Bern. Die Profeſſoren ſind höflich und belebt, groſſe Polyhiſtoren, wie ich daraus ſchlieſſe, daß der Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen in der Staatskunſt Vorleſungen hielt, auſſerdem an einer Hiſtoire univerſelle arbeitet, die beſſer werden ſoll, als die wir haben, welches wol nicht ſehr ſchwer iſt, ja gar, als er nur 13 Jahr alt geweſen, ſchon ein Buch über einige Kapitel im Koran herausgegeben, überdis noch mehrere Werke geſchrieben und herausgegeben hat. Die Bibliothek der Akademie im Collegienzimmer iſt gleichwol eine ſehr magere Vorrathskammer der Schätze des menſchlichen Verſtandes; man hat erſt neulich zu ſammeln angefangen, ſie iſt noch nicht groß. Einige wenige Handſchriften ſind hier, unter andern das Baſeler Concilium, das mehr als das gedruckte, nemlich die Fortſetzung enthält, denn dieſe Kirchenverſammlung wurde zuerſt in Baſel gehalten, und nachher in Lauſanne fortgeſetzt.

Mit Hrn. Seigneux de Correvon haben wir hier Bekanntſchaft gemacht, er iſt Banneret in Lauſanne, welches im Magiſtrat eine der höchſten Würden iſt; er hat eine Menge Arbeiten, ſowol eigne als Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen, Spaniſchen, Deutſchen, und Engliſchen ins Franzöſiſche herausgegeben, alle dieſe Sprachen verſteht er ſehr wohl; er iſt gegen 80 Jahr alt, allein ſo munter

und lebhaft, daß man ihm kaum 60 zutrauen ſollte, er liſt und ſchreibt noch ohne Brillen. Er ſchenkte mir ſeine Lettres ſur la Découverte de l'ancienne Ville d'Herculane, à Yverdon, 1770. 2 Bände in 12. Er gab mir auch Gazette littéraire de l'Europe. Nro X. du 6 Juin. 1768., worin eine rare Handſchrift gedruckt iſt, die Hrn. Seigneurs Bruder in einem dem Grafen Starhemberg gehörigen Schloſſe im öſterreichiſchen Flandern gefunden hat; ſie handelt von Balthaſar Gerard, der ſich anbietet, den Prinzen Wilhelm von Oraniennaſſau zu ermorden, welches er nachher in Delft den 10. Jul. 1584 mit drey Piſtolkugeln ausgeführt hat. Hr. Seigneur de Correvon hat auch gegen die Torturen geſchrieben, und war ſehr vergnügt, daß der König von Schweden die Roſenkammer abgeſchafft hat. Addiſons ſchönes Werk von der chriſtlichen Religion hat er überſetzt, und es der Königinn von Schweden zugeſchrieben. Ferner Hrn. v. Hallers Uſong und deſſen Diſcours ſur l'Irreligion. Er hat de la Dévotion à la Campagne geſchrieben, auch Memoires pour ſervir à l'hiſtoire du Roy de Pruſſe, Amſterdam 1761. in 2 Bänden. Er iſt Urheber der Bibliotheque Italique, davon er in Geſellſchaft mit andern 18 Octavbände herausgegeben hat. Von den Mémoires Oeconomiques de la Société de Berne hat er verſchiedene geſchrieben, die theils den Preis, theils das Acceßit erhalten haben. Noch iſt von ihm l'Etat de Corſe traduit de l'Anglois de Boswell, Londres 1769. 2 Bände; le Sage dans la Solitude traduit de l'Allemand de Mr. *Crugott* de

de Breslau. Von verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften und Akademien iſt er Mitglied, auch Préſident de la Societé charitable établie à Lauſanne u. ſ. w.

Hier iſt auch eine Aſſemblée litteraire von beiden Geſchlechtern, die wöchentlich zweymal bey einer von den Frauen, die Mitglieder ſind, zuſammen komt; wir haben dieſe Geſellſchaft auch bey Frau **Vatteville**, aus den älteſten und vornehmſten Familien in Bern, beſucht. Es ſind darin viele Frauenzimmer und Gelehrte, unter dieſen ein Theil der Profeſſoren, zuſammen; man liſt aus einem ſchönen Schriftſteller, nachher urtheilt man darüber mit Geſchmack, den das ſchöne Geſchlecht feiner, delikater und zarter hat, als wir. Man hatte **Gesners** Idyllen in franzöſiſcher Ueberſetzung vor ſich. Unter anderm Frauenzimmer waren zwey Töchter von **Rapin Thoiras** da, die Baroneßinn von **Frisheim** und Frau von **Blaquiere**, die von Holland hierhergekommen ſind, und ſich itzt beſtändig hier aufhalten.

Haben Sie Hrn. **Neckers** Lobſchrift auf **Colbert** geleſen, die den Preis in der Academie françoiſe gewonnen hat, obſchon Hr. **Necker** ſeinen Namen nicht angeben wollen? Man hat es in Genf, Hrn. **Neckers** Vaterſtadt, nachgedruckt. Hier hat man von dieſer Schrift einen luſtigen Einfall: L'Eloge de Mr. *Colbert* eſt une Lettre de change tirée par Mr. *Thomas*, endoſſée par Mr. *Necker*, préſentée à l'Academie, proteſtée par le Public, et acquittée par Madame *Necker*. Hr. **Necker** iſt vormals Banquier geweſen, und Hr. **Thomas**

ſoll

ſoll ſie haben aufſetzen helfen, das übrige verſteht ſich von ſelbſt.

Auf dem Rathhauſe iſt eine ſchöne alte lateiniſche Inſchrift in Marmor, die 1739 am See, an einem Orte, genannt Vidi, $\frac{1}{2}$ franzöſiſche Meile von der Stadt nach Genf zu, wo auch ein alter Haven iſt, gefunden worden. In dieſer Inſchrift werden Louſonnenſes genannt, woraus man ſchließt, daß die Stadt Lauſanne dort gelegen, und nachher dahin, wo ſie itzt liegt, verlegt worden. Ich will die Inſchrift einrücken, Sie können unſern Alterthumsforſchern damit ein Vergnügen machen: SOLI. GENIO. LVNAE. SACRVM. EX. VOTO. PRO. SALVTE. AVGVSTORVM. P. CLOD. CORN. PRIMVS. CVRATOR. VIKANOR LOVSONNENSIVM. II. IIIIII. VIR. AVGVSTAL. C. C. R. CONVENTVS. HEL. D. S. D. Die Inſchrift iſt aus der Antoniner Zeiten im andern Jahrhunderte: hier wird vom Conventus Helveticus geſprochen, folglich war damals ſchon ein helvetiſches Corps, das ſeine Zuſammenkünfte und Landtäge hielt. Neben Vidi hat auch ehemals eine groſſe Stadt Namens Carpentras geſtanden, dis beweiſet man aus alten Münzen, die daſelbſt in der Erde gefunden werden.

Auſſen vor der Stadt Lauſanne auf einer Höhe liegt das Schloß, wo der Baillif oder Landvogt wohnt, den die Obrigkeit von Bern als Statthalter herſchickt, ſein Dienſt währt nur 6 Jahr, dann wechſelt man und ſchickt einen andern. Noch höher, auf einer anſehnlichen Höhe, iſt das Signal,

das

das man in Kriegszeiten den Nachbarn zur Nachricht anzündet; hier iſt die ſchönſte Ausſicht, die man wünſchen kann, die ganze Stadt, der See, die Weinberge, die Wälder, das Land, die ſavoyiſchen Berge auf der andern Seite des Sees, geben hier die reizendſten Abwechſelungen. Der See iſt hier klar, wie ein Spiegel, mitten auf dem Spiegel aber ſind einige Ungleichheiten oder Wallungen, die vielleicht von der durchgehenden Rhone kommen. Ein vortreflicher Spatziergang, genannt Montbenon, iſt auch vor der Stadt, überall mit Bäumen bepflanzt, und mit Bänken zum Sitzen verſehen, die Ausſichten ſind hier unvergleichlich. Auf dieſem Platze werden des Sonntags die Soldaten geübt, darunter verſtehe ich Bürger und Bauren, die alle in gewiſſe Regimenter und Compagnien eingezeichnet ſind. Kein Schweizer darf heirathen, ehe er ein Zeugniß vom Major aufweiſet, daß er Uniform und Muskete hat, und gut exerciren kann. Wir ſahen die Grenadiers Sonntags Vormittags zwiſchen den Predigten exerciren; ſie waren wohl gekleidet, und machten die Handgriffe mit Fertigkeit. Nachmittags exercirte die Infanterie nicht ſo gut; ſie ſtanden zu dicht aufeinander. Zweymal im Jahre, im Frühlinge und Herbſte, kommen ſie zum Exerciren zuſammen, jedesmal 6 Sonntage aneinander; macht jährlich nur 12 Sonntage. Nun eben bekamen ſie Urlaub wegen der Weinleſe, die nun bald angeht; ſie iſt in der Schweiz allzeit ſpäter, als an andern Orten, weil dis Land der Lage nach das höchſte, und von allen weintragenden Län-

dern

dern das bergigſte und kältſte iſt; die Lage können Sie ſich nicht beſſer vorſtellen, als wenn ich Ihnen ſage, daß man an einigen Stellen die Sonne den Winter durch täglich nicht mehr als 2 Stunden ſieht; ein Profeſſor ſagte mir, er habe in Ormont, 12 Meilen von Lauſanne, von Aufgang bis Untergang der Sonne gepredigt, und doch ſey die Predigt nicht über drey Viertelſtunden lang geweſen. Mitten gegen Lauſanne über im Herzogthume Chablais liegt ein groſſes Dorf, Evian, wenn ich mich recht beſinne, tief in einem Thale zwiſchen Bergen, die das Thal von allen Seiten, auſſer gegen Norden, wo der See iſt, einſchlieſſen; hier ſieht man die Sonne nicht mehr als drey Monat im Jahre, 9 Monate ſind die Einwohner ohne Sonne, und müſſen ſich mit gebrochenen Lichtſtrahlen behelfen: gleichwol ſind ſie groſſe, ſtarke, fette Leute, und befinden ſich wohl. Rouſſeau ſpricht in ſeiner Heloiſe von dieſem Dorfe. Wir ſahens einmal über den See, als wir die Lage von Vidi, wo Louſonnium und Carpentras ehemals gelegen hat, beſahen. Die Reize der Lage, die Schönheiten der Weinberge, ſind hier durchaus nicht zu beſchreiben. In einem Dorfe Cour ſahen wir die Leute beſchäfftigt, Wallnußöl zu preſſen, den man hier häufig ans Eſſen gebraucht. Hier aſſen wir vortreflichen Rohm, und hatten Rockenbrod, das ſonſt auſſer Savoyen und der Schweiz ſo ſelten iſt. Daneben war ein ſchöner und groſſer Garten, einem Banneret in der Stadt gehörig. Nun begegneten wir groſſen Rindviehheerden, die von den Bergen herunterkamen;

men; es war den 8ten October; ſie waren den ganzen Sommer auf den Alpen in der Weide geweſen; zuweilen treibt man ſie im May, zuweilen im Junius hin, nachdem die Jahrszeit iſt. Ein Hirt miethet die Kühe, um die Milch für den ganzen Sommer zu haben, für jede Kuh bezahlt er einen Louisd'or, dann liefert er die Kuh in gutem Stande wieder ab; dergleichen Hirten heiſſen hier Fritiers. Wie groß und fett die Kühe aber auch ſind, glaubt jemand, der ſie nicht geſehen hat, kaum; ſie ſind wie die größten Büffelochſen, mit groſſen Wammen, palearia nennts Virgil, die Franzoſen fanon, ſehn wild aus, torvum tueri, als Stiere; jede hat eine Schelle an ihrem fetten und groſſen Halſe, es klingt, als läutete man in einem Kloſter zur Meſſe. Die Kälber, die dieſen Sommer über auf den Alpen gefallen, ſind ſchon ſo groß, wie mäßige Ochſen. Ich beſchreibe dieſe Kühe, weil ſie ein vorzügliches Stück von dem Einkommen der Schweizer und den größten, ja faſt einzigen Artikel ihrer ausgeführten Waaren ausmachen, die in Käſe und Vieh beſtehen; auch um zu zeigen, was für groſſen Nutzen Alpen und Gebirge in der Haushaltung und dem Handel haben, welches mancher kaum denken ſollte.

Ehe ich den Brief ſchlieſſe, kann ich Hrn. von Voltaires Verſe auf den artigen und rechtſchaffenen Prälaten de Broglie nicht vorbeylaſſen, der bey ſeiner erſten Ankunft hieſelbſt in dem Hauſe wohnte, worin Hr. v. Voltaire ehemals gewohnt hat, ehe er nach les Delices vor dem Genfer Tho-

re

re gezogen, von da er nachher nach Ferney umgezogen iſt, denn er hat hier in der Schweiz wol zehnmal die Stelle geändert, ehe er ſeine Pfähle auf franzöſiſchem Boden zu Ferney aufgeſchlagen. Er ſchrieb auf den Biſchof bey deſſen Ankunft in Lauſanne, folgendes aus dem Stegereiſe:

Monſieur l'Eveque de Noyon
Eſt à Lauſanne en ma maiſon
Avec d'honnetes Hérétiques;
Il en eſt aimé, dit-on;
Ainſi que des bons Catholiques.
Petits embryons frénétiques
De *Loyola*, de Saint *Medard*,
Qui troublâtes longtems la France,
Apprenez quoiqu'un peu tard,
A connoitre la Tolérance.

Wunderbar iſts nicht, wenn ein gefälliger und höflicher Herr von allen geliebt wird, er hat ſo viele Güte für jedermann. Sehn Sie nur den Abſchied, den er uns ſchrieb: Mille regrets, Meſſieurs, de Vous avoir connus, et de ne pouvoir Vous fixer aſſés longtems, pour profiter de toutes les connoiſſances, que Vous avés acquiſes dans les Voyages, que Vous avez ſoû faire, et qui tourneront ſurement à l'avantage d'une Patrie, dont les François font tant de cas, et d'un Souverain, qui a emporté tous les coeurs de ceux, qui comme moi ont eu le bonheur de Lui faire leur Cour. Erhält Hr. de Broglie ſeine Geſundheit wieder, wie alle ſo ſehr wünſchen, ſo vergrößert dis Hrn. Tiſſots Credit nicht wenig. Wir haben hier auch mit dem

Baron de Montolieu, Ritter vom militairiſchen heiligen Karlsorden von Würtemberg, einem artigen mit vielen Kenntniſſen verſehenen Manne, Bekanntſchaft gemacht. Genug für Lauſanne und dieſen Brief.

Neunter Brief.

Bern, den 13ten October, 1778.

Von Lauſanne reiſeten wir den kleinen Jura hinunter, und kamen durch einen Wald, der völlig Schweden glich; hier ſahen wir, ſeitdem wir aus dem Vaterlande gereiſet ſind, zum erſtenmal Gärdesgårdar und Grindar; *) der Weg iſt ſchön, und die Aecker wohl gebauet. Wir kamen durch die Stadt Meudon, lateiniſch Melodunum, die nichts merkwürdiges für neugierige Augen hat. Ueber den Fluß Broyn iſt eine ſchöne Brücke, ehe man nach

*) Gärdesgårdar lautet in der gemeinen Ausſprache faſt wie Jersgholar; ſind eine in Schweden faſt allgemein gebrauchte Befriedigung der Felder, Wieſen, Aenger und ſo gar der meiſten oft ſehr weitläuftigen Waldungen von ſchräge aufgeſetzten grobgehauenen kurzen tannenen Latten, die an lothrecht eingeſchlagene Pfähle beveſtiget werden Grindar ſind darin angebrachte Hecke gleichfalls von Latten.

nach Peterlingen, einer kleinen Stadt, auch im Canton Bern, komt. Von hier kamen wir durch einen Theil des Cantons Freyburg, der wohl bebauet iſt: die Aecker ſtanden grün, und die Anger waren voller Heerden. Dann zur Stadt Avenches, lateiniſch Aventicum; hätte ich ſie aber auf deutſch genannt, ſo hätten Sie mich, ohne Nachſchlagen, kaum verſtanden, denn die Deutſchen beliebens Wiflisburg zu nennen, welches eine Mißgeburt von Namen iſt, die nachher eine Mißgeburt von Geſchichte oder Fabel, von einem Wiflis u. dgl. zur Welt gebracht hat. Die Deutſchen radebrechen ziemlich oft Namen von Oertern, wie Venedig an ſtatt Venetia *); hier in der Schweiz aber haben ſie ſich ein Privilegium genommen, ſie ganz umzutaufen. Dieſe Stadt iſt wegen ihrer Ueberbleibſel von römiſchen Alterthümern merkwürdig: es ſind hier groſſe Säulen von weiſſem Marmor, Mauren von einem Tempel, Moſaiken, wovon der gröſte Theil nach Bern abgeführt worden; die alte Stadt lag ein kleines Stück von der neuen. Mit der Beſchreibung dieſer Alterthümer will ich mich nicht aufhalten, da Hr. Schmidt eine weitläuftige in 4

*) Wir Deutſchen geſtehn und verdammen itzt dieſe Sünde, vielleicht iſt dis ſchon der Anfang zur Beſſerung. Griechen und Lateiner habens uns gelehrt; und unſere witzigen Nachbarn treibens noch itzt weit ärger. Die nordiſchen Sprachen ſündigen uns gemeiniglich hierin nach.

A. d U.

Quartbänden mit Kupfern herausgegeben hat, wovon auch eine neue und vermehrte Auflage gemacht worden. Eine Anmerkung will ich hinzuſetzen, die noch niemand gemacht hat, daß kein weiſſer Marmor in der ganzen Schweiz gefunden wird, folglich dieſe Pfeiler und groſſe Marmorblätter aus andern Ländern von den Römern hieher gebracht ſind, wie dieſe nie zu kleinmüthig waren, die ſchwerſten Dinge zu unternehmen; man denke nur an die ungeheuren Granitobelisken, die ſie von Egypten und zwar zu einer Zeit überführten, da die Schiffahrt ohne Kenntniß von Magnetnadel und Kompaß noch ſo unvollkommen war; den weiſſen Marmor haben ſie vermuthlich in Italien genommen. Hier iſt der letzte Ort, wo das Franzöſiſche die Landesſprache iſt; die Stadt Morat, Murten, wodurch wir nachher kamen, iſt der erſte, wo man deutſch redet: zwiſchen beiden Städten ſind nur 4 kleine franzöſiſche Meilen. Allein weder das Franzöſiſche an jenem noch das Deutſche an dieſem Orte iſt gut; auf den Grenzen können die Sprachen nicht rein und ungemiſcht ſeyn; ſo gehts überall auf dem Erdboden, eine dritte Sprache entſteht allzeit aus der Miſchung beider. In dieſer Abſicht wird das Deutſche, ſo wie es überall in der Schweiz geſprochen wird, nur für eine beſondere Mundart gerechnet. Die Schweizer haben nicht nur eine harte Ausſprache, (ihr K und Ch holen ſie tief aus der Kehle, mehr noch als die Araber) auch die Worte ſelbſt ſind verſchieden. Manche Oberdeutſche, die hieher gekommen ſind, und ihre Sprache geſprochen haben, ſind nicht verſtanden

ſtanden worden; einige haben geglaubt, ſie ſprächen Franzöſiſch, ſie haben Dollmetſcher gebrauchen müſſen. Eben ſo haben Schweizer mir geſagt, ſo lange ſie ſich auch in Deutſchland aufgehalten, und ſo viel Mühe ſie ſich gegeben hätten, rein zu reden, habe man ſie doch an ihrer Ausſprache ſogleich für Schweizer erkannt. Man kann nicht eben das vom Franzöſiſchen ſagen, wie es in Genf, Lauſanne, Neufchatel, und überall im Pays de Vaud geſprochen wird, ſie behauptens ſo rein als am franzöſiſchen Hofe zu ſprechen; zwar haben mir einige Franzoſen geſagt, daß ſie dennoch eine gewiſſe ihnen eigene Ausrede haben, die Worte ziehen, u. dgl. Sonſt ſind auf dem Lande mehrere verſchiedene Sprachen und Mundarten, ſowol in der deutſchen als franzöſiſchen Schweiz; von einer gewiſſen Gegend, wo man glaubt, daß noch Gothiſch geſprochen werde, und wo die Einwohner für Nachkommen von Schweden gehalten werden, will ich ein ander mal reden. Ich komme zu Murten zurück. Etwa eine franzöſiſche Viertelmeile, ehe man zur Stadt kommt, iſt am Wege ein merkwürdiges Knochenhaus, mit den Gebeinen der alten Burgunder oder Bourguignons, angefüllt, die ihre Armee zu einem Andenken zurückließ, hoc ſui monimentum reliquit, wie hier ſehr lakoniſch und wohl geſetzt iſt, als ſie 1476. von den Schweizern eine gänzliche Niederlage erlitten: doch wars unter der Anführung des mächtigen Herzogs von Burgund, **Karl des Verwegenen oder Kühnen**, der auch Franchecomte und die Niederlande beſaß, und damals mit

mit einer ſtarken Armee Murten belagerte. Dieſes Beinhaus oder Oſſarium iſt wie eine Kapelle von Steinen gebauet, und mit den Knochen der Burgunder angefüllt, die in eine beſondere Ordnung gelegt ſind. Auſſen an der Mauer ſind lateiniſche und deutſche Inſchriften. Die lateiniſche lautet ſo: D. O. M. *Caroli* inclyti et fortiſſimi Burgundiae Ducis exercitus Moratum obſidens ab Helvetiis caeſus hoc ſui Monumentum reliquit a:o. MCCCCLXXVI. Drunter ſtehn deutſche Verſe deſſelben Inhalts, vom Hrn. v. Haller, der auch folgende untenſtehende Inſchrift gemacht hat: Sacellum, quo reliquias exercitus Burgundici ab Helvetiis a:o MCCCCLXXVI. caeſi pia antiquitas condidit, renovari viasque publicas juſſerunt rerum nunc dominae Reipublicae Bernenſis et Friburgenſis anno MDCCLV. Auf der andern Seite des Weges iſt auch eine Inſchrift in deutſchen Verſen, ebenfalls vom Hrn. v. Haller; ſie ſind ſchön, denn andre können aus ſeiner Feder nicht flieſſen. Die Stadt Murten liegt an einem See gleiches Namens, gegenüber ſieht man die hohen Berge von Neufchatel und der Franchecomte.

Von hier reiſet man durch einen Wald nach Bern. Der Weg iſt ſchön und ſandig. Hier ſind wieder ſchwediſche Zäune und Hecken, der Wald iſt voll Tannen und Fuhren, wir glaubten im Vaterlande zu ſeyn; es war uns luſtig zu ſehen, wie wohl es eintrifft, daß man uns in Italien ſo oft für Schweizer genommen, weil Svezzeſe und Svizzero ſo ähnlich lauten, da die Schweden (Svezzeſi)

in Italien nicht ſo bekannt ſind, nimt man das nächſte und bekanntſte: wir lieſſen dis oft geſchehen, weil wir damit den gewöhnlichen Fragen in groſſen Geſellſchaften entgingen, die uns ſo zuwider waren, weil wir jedesmal roth wurden, und nicht zu antworten wußten: z. B. während des Reichstags wurde immer gefragt, warum die Stände ihren König nicht krönen wollten, der mit ſeinen erhabnen Eigenſchaften ganz Europa in Bewunderung ſetzte? Obs Schweden allein ſey, das ſie nicht ſehe? u. dgl. Als Svizzeri aber entgingen wir dem allen, und noch mehr dergleichen. Sonſt heißt ein Schwede auch Suedeſe, beſonders in Rom, an andern Orten aber iſts nicht ſo gebräuchlich. An einigen Stellen nahmen ſie uns auch für Schotten, Scozzeſi; oft verwechſelten ſogar die Gelehrten Suecia und Suevia und ſchrieben Suevi, als wären wir aus Schwaben geweſen. Die Italiener machen einen Miſchmaſch von Geographie, ſie heiſſen faſt alle andern Europäer Ultramontani, ſie ſeyn Deutſche, Franzoſen, Engländer, Schweden u. ſ. w. Die Deutſchen nennen ſie auch Gothi oder Goti, wenn ſie ihren Geſchmack mit Verachtung bezeichnen wollen; ſo hieß **Winkelmann** in der Schrift, die gegen ihn zu Neapel herauskam, Goto.

Doch nun zu Bern. Am Thore fragte die Wache uns nur um Namen, Geburtsort, und wo wir in der Stadt abtreten würden, das war alles. Kein Viſitiren noch Aufhalt wie in andern Ländern: alles iſt frey, und ſo gehts die ganze Schweiz von Genf an durch und durch. Die Stadt Bern iſt

groß und ſchön, mitten auf den Straſſen ſind breite Rinnſteine, an den Seiten bedeckte Schwibbögen zum Gehen, wie in Bologna, Padua, Turin u. ſ. w. hier aber ſind ſie beſſer und mit groſſen breiten und platten Steinen belegt, worauf ſehr bequem zu gehen iſt, dagegen ſind die Straſſen ſelbſt mit kleinen und zuweilen ſpitzigen Steinen übel gepflaſtert. Alle Pforten und Thüren werden hier verſchloſſen gehalten, zuweilen muß man lange genug klopfen, ehe man einkomt, an andern Orten iſt das nicht ſo gemein. Die Lage an der hier vorbeyflieſſenden Aar iſt ſchön. Die Stadt iſt am Ende des 12ten Jahrhunderts von Herzog Berchtold, oder Bertold V. von Zäringen angelegt, war aber damals nicht ſo ſchön; es ſteht ein Thurm in der Stadt, der damals das Stadtthor war, an dieſem Thurme iſt die Inſchrift mit goldenen Buchſtaben: *Berchtoldus V.* Dux Zaering Rector Burgund. Vrbis Conditor, turrim et portâm fecit Anno MCXCI. Ea renovata MDCCLXX. Die Regierungsform iſt ariſtokratiſch. Die höchſte Gewalt beſteht in dem groſſen Rathe, der Rath der Zweyhunderte genannt, ohngeachtet 299 darin ſeyn dürfen und ſollen. Es dürfen niemals 300, und nie weniger als 200 Rathsherren ſeyn. Dann iſt der kleine Rath von 25 Rathsherren, die mit den beiden Avoyers oder Schultheiſſen 27 ausmachen: in dieſem wohnt mit der ausübenden Macht die Seele der Regierung, dagegen der groſſe Rath, in dem auch der kleinere einbegriffen iſt, die höchſte Macht beſitzt. Die Häupter, die in den Räthen den Vorſitz haben,

heiſſen franzöſiſch Avoyers von Advocatus, auf deutſch Schultheiß von Scultetus; in der Anrede gibt man ihnen den Titel Excellenz, den auch der kleine Rath überhaupt hat, ſpricht man in Lauſanne u. ſ. w. von der Regierung, ſo heißts allzeit: Leurs Excellences de Berne. Von den beiden Schultheiſſen iſt allzeit einer regierender Schultheiß, der das Jahr Vorſitz, Vortrag und alle Anordnungen hat. Um zum Mitgliede des groſſen Raths erwählt zu werden, muß man volle 29 Jahre haben, und wenigſtens im 30ſten ſeyn, da man aber zu keiner Wahl ſchreitet, bis 80 Mitglieder fehlen, (ſo viel ſelten eher als jedes zehnte Jahr ausſterben,) ſo komt man nicht leicht dazu, bis man 37 oder 40 Jahr alt, folglich, um drin zu ſitzen, reif iſt. Dann aber iſt man an Arbeit und Geſchäfte nicht gewohnt, bekomt alſo Eckel dran, und wird ſorglos, denn in dem Alter erwirbt man ſich ſelten eine neue Gewohnheit, am wenigſten die zu arbeiten; ſo ſind alle menſchliche Anſtalten Unvollkommenheiten unterworfen. Um zum kleinen Rathe wählbar zu ſeyn, muß man vorher Bailli oder Landvogt geweſen, und um Landvogt zu werden, muß man verheyrathet ſeyn, darohne erhält man keine Landvogtey: ein weiſes Geſetz, die Ehen, und dadurch die Theilung der Güter zu befördern. Die Wahl geſchieht theils durch Ballotiren oder Umſtimmen, theils durch eine Art Loos; ſittliche Gründe und Glück müſſen alſo beide zuſammentreffen, um jemand zum Rathsherrn zu machen, faſt wie in Venedig. Man rühmt die Gerechtigkeits-

liebe

liebe und Unpartenlichkeit der Regierung und obrigkeitlichen Perſonen, es iſt hier gegen das point d'honneur, Geſchenke zu nehmen, ſie ſind unbeſtechbar: daß der Aufwand des Ueberfluſſes hier nicht eingeriſſen iſt, trägt unter andern als eine Urſach dazu bey, doch fängt man in Bern mehr als an andern Orten in der Schweiz an, ſchöne Kutſchen und Pferde zu halten, Muſik und Bälle zu li ben u. ſ. w. Es iſt nicht lange, daß die Berner einen groſſen und ſchönen Saal für Muſik und Bal gebauet haben, welches den ältern Orten gar ſehr misfallen hat. Sonſt ſind alle Rathsherren verbunden ſich ſchwarz zu kleiden, insbeſondere wenn ſie in Amtsverrichtungen ſind, ſo auch in der Kirche einen ſchwarzen Mantel, weiſſen Prieſterkragen und Degen zu tragen; es ſieht luſtig genug aus, man ſollte ſie für Prieſter mit Degen halten, zuweilen gehn ſie auch auf Spatziergängen ſo: die Jugend trägt auch ſchwarze Mäntel, aber keine Prieſterkragen. Ehemals trugen ſie dieſen Mantel und Kragen beſtändig, wenn ſie in der Stadt gingen, itzt aber wollen ſie ſich nicht öfter damit beſchweren, als in der Kirche und in öffentlichen Verrichtungen. Das Volk klagt, daß man die alten Sitten ändert, es nimt dis für eine üble Vorbedeutung, und ſagt, ſeitdem man nicht mehr ſo allgemein mit dem Kragen gehe, ſey die Republik nicht ſo glücklich geweſen. Vor dieſem ging man aber auch auf Wirtshäuſer, betrank ſich, verdarb ſeinen Kragen u. ſ. w. itzt thut man das nicht mehr, ſo haben ſich die Zeiten verfeinert. Sie haben auch viel darauf zu ſagen, daß die Regierung

itzt

itzt nicht mehr ſo viele Bären hält, wie vormals; denn ein Bär oder Bärin iſt das Wapen der Republik, von deſſen Urſprunge man fabelhafte Erzählungen hat. Itzt iſt nur Eine groſſe Bärin in einem ſchön gemauerten Graben am Stadtthore. Dieſer Graben iſt ſo groß und koſtbar, daß er 300000 ſchweizeriſche Pfund gekoſtet hat, welche viel ſchwerer als die franzöſiſchen, ja die ſchwerſten itzt in Europa gebräuchlichen ſind, ich nehme nur die engliſchen Pfund Sterling aus: eine ſchweizeriſche Livre macht etwa anderthalb franzöſiſche, doch iſts nicht in allen Orten gleich. Vormals ernährte man 6 Bären, itzt aber iſt dieſe Bärin die einzige, die ſo prächtig gehalten wird. Eine Frau hat eine groſſe Summe zum Unterhalt der Bären vermacht. Hier ſind ſchöne Spatziergänge. Eine Terraſſe bey der groſſen Kirche iſt völlig in eben der Fläche als die Kirche und die Häuſer, gegen die vorbeyflieſſende Aar aber iſt ſie von einer unglaublichen Höhe, es ſchaudert einen, wenn man die hohe und ſtolze Mauer hinab in den Strom ſieht. Dieſe Terraſſe wurde etwa im Jahre 1411 gemacht; es iſt doch merkwürdig, daß man ſchon damals zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in der Schweiz einen ſo anſehnlichen Bau hat aufführen können; man hat Ablaßgelder und Almoſen in der Kirche geſamlet, um eine ſolche Mauer aufzubauen, doch glaube ich, daß ſie nachher erneuret worden. Die Terraſſe iſt ſchön, mit Bäumen bepflanzt, die Ausſicht vortreflich. Die Domkirche iſt groß, von gothiſcher Bauart, auf die Terraſſe im Jahr 1422 erbauet; merkwürdiges

diges hat ſie nicht, als nur, daß in den Fenſtern überall gemalte Figuren eingebrannt ſind; an der Thür iſt in Gipsarbeit das jüngſte Gericht, die klugen und thörigten Jungfrauen u. ſ. w. vorgeſtellt. Auſſen vor dem Stadtthore, wenn man nach Zürich fährt, hat man mit groſſen Koſten einen neuen Weg angelegt, die Koſten gehn bis zu 80000 Livres; man hat einen Berg weggeſprengt, ſchöne Terraſſen und mit Bäumen bepflanzte Spatziergänge gemacht; grüne Raſen und Weinberge ſind auch da, doch der Wein um Bern wird nicht ſehr geſchätzt. Ueber dem Stadtthore ſteht die Inſchrift: Ponte portisque vetuſtate labeſcentibus cura Reipublicae reſtitutis et ornatis. A. V. C DLXIX. Salut. MDCCLX. Auf der Anhöhe am Wege iſt ein Meilenſtein oder Pfeiler mit vielen Basreliefs geziert, auf der Grundlage ſteht die Inſchrift: Civibus et peregrinis gratum opus, relicta veteri via, per loca praerupta, qua natura negare videbatur iter factum atque munitum. Incept. MDCCL. Abſolut. MDCCLVIII. Die Zweydeutigkeit in dieſer letztern Inſchrift, die ohne Komma und alle Unterſcheidungszeichen iſt, wird gehoben, wenn man iter gleich nach via oder auch nova — — facta atque munita ſetzt. Der Verfaſſer dieſer beiden Inſchriften iſt der Landvogt **Lerber**, vormals Profeſſor in der Rechtsgelehrſamkeit, der durch viele ſchöne Werke in der Moral bekannt iſt, als: *Sigism. Lud. Lerber*, Profeſſor. in Acad. Bern. de Legis Naturalis Summa Liber ſingularis, Tiguri 1752. in Quart, das er mir geſchenkt hat. Er hat auch das Berner Geſetz-

Geſetzbuch in Ordnung gebracht. Vor einem andern Thore, wodurch man nach Neufſchatel fährt, iſt ein reizender Spatziergang, Enge genannt, er iſt ſehr enge; unten fließt die Aar vorbey, und die Ausſichten gleichen hier den in Rom, wenn man durch das Thor la Porte del Popolo, und der Tiber nachgeht; eins aber ſieht man hier mehr, nemlich die Eisberge und grünen Wieſen auf einmal.

Man rechnet in der Stadt Bern 11 bis 12000 Einwohner, der ganze Ort kann überhaupt 350000 Köpfe haben, er iſt nicht nur der größte, ſondern man meynt auch, daß er ein Drittheil der Volkmenge der 13 Orte enthalte: nach dieſer Rechnung ſtiege die Anzahl der geſamten Einwohner in den Orten der Eydgenoſſenſchaft auf 1 Million; legt man Wallis, Neufſchatel, Genf, die Graubundten, die italiäniſchen Vogteyen, das Bisthum Baſel, die Abtey St. Gallen, deren Unterthanen, ferner den Thurgau und alle Verbundete dazu, die etwa eine halbe Million ausmachen, ſo hat man für die ganze Schweiz anderthalb Millionen. Ich ſchlieſſe mit eben ſo viel Millionen Grüſſen und Segenswünſchen über Schweden.

Zehnter Brief.

Bern, den 17ten October, 1773.

Unſere erſte Bekanntſchaft in Bern war mit dem weltberühmten Hrn. Albrecht Haller. Hier wird

wird er überall in der Stadt vorzugsweiſe der groſſe Haller genannt, nicht zwar, wie viele Reiſende es genommen haben, wegen ſeiner groſſen Eigenſchaften, ſo ſehr ers auch in dieſer Abſicht verdient, denn dieſe wiſſen hier nur ſehr wenige zu ſchätzen, ſonſt würde ja auch das von Chriſto aufgenommene alte Sprichwort hier nicht wahr, daß kein Prophet in ſeinem Vaterlande beliebt iſt, ſondern um ihn von mehrern andern gleiches Namens zu unterſcheiden, weil Albrecht Haller ſehr groß, hoch und ſchön von Wuchs iſt. Wir übergaben ihm das Empfehlungsſchreiben, das wir vom Oberſten Stahl, nebſt vielen Grüſſen von den Prinzen von Holſtein zu Bologna, die ſich vorher hier lange aufgehalten haben, ſo wie von allen Gelehrten Italiens, Frankreichs, Schwedens u. ſ. w. an ihn hatten. Ich weiß nicht, ob ich nicht bey einem Haller, anſtatt ſein wahres Bild mit matten Farben zu ſchwächen, und von einem ſo groſſen Manne ein unvollkommenes Gemälde aufzuſtellen, beſſer thäte, ihn gar zu übergehen; denn ich habe zu viel von ihm und nach ihm zu ſagen, und kenne mich ſelbſt zu wohl, als daß ich nicht ſehen ſollte, wie ſehr mich meine Schwäche hindert, ihm auf die Tiefen zu folgen, wohin er mich oft führt. Ohngeachtet er itzt krank iſt und Arzneyen braucht, hat er doch die Güte oder die Geduld für uns gehabt, uns täglich freyen Zutritt zu ihm zu erlauben, und dieſe Erlaubniß brauchen oder misbrauchen wir, ſo oft wir können; beſonders iſts, und man bewunderts ſogar hier in Bern, daß wenn wir 3 bis 4 Stunden

den bey ihm geweſen ſind, und nun weggehen wollen, er uns noch zu bleiben bittet, da ſo viele andere Reiſende klagen, daß er ihnen zu kurze Audienzen gegeben, trocken oder ſtill geweſen, und dergl. Wem wir dis zuzuſchreiben haben, ob ſeiner Zärtlichkeit gegen uns, daß ihn unſere unermeßliche Neu- und Wißbegierde rührt, die mit unſern Reiſen zunimt; oder ob ers thut, weil er ſieht, daß wir ihn ſo ſehr ſchätzen und lieben, ama ut ameris; oder auch weil wir Schweden ſind, und er die ſchwediſche Sprache ſehr wohl verſteht, und ſelten jemand aus Schweden trift, mit dem er von König Guſtafs groſſen Thaten, von unſern berühmten Landsleuten, **Linné**, **Wallerius**, **Ihre**, **Wargentin**, u. a. reden kann; oder ob er ein gegenſeitiges Vergnügen findet, uns von unſern Reiſen und Bekanntſchaften reden zu hören, wiewol ich in ſeiner Geſellſchaft allzeit mehr conca als canalis bin, um von einem ſo weitgelehrten Manne deſto mehr Nutzen zu ziehen; oder ob es aus einem andern Grunde, aus Sympathie oder ſo etwas ſeyn mag, das weiß ich nicht zu ſagen: genug, daß wir ſo glücklich ſind, ſeine Geſellſchaft täglich einige Stunden zu genieſſen.

Haller iſt ohnſtreitig der gröſte und gründlichſte Mann, den wir auf allen unſern Reiſen getroffen haben. Es iſt eben ſo ſchwer zu ſagen, was er weiß, als was er nicht weiß; ich habe ihn in Sachen, wo ichs nicht erwartete, eben ſo bewandert gefunden, als in den Wiſſenſchaften, worin ihn die ganze Welt für Meiſter erkennt, Zergliederungs-

kunſt, Steinkunde, Dichtkunſt, Phyſiologie u. ſ. w. Er kennt die perſiſche und chineſiſche Geſchichte, ja alle Morgenländer, wie er den Norden kennt. Ich ſetze mir zu Hauſe mancherley Fragen in allen Materien auf, wo ich Schwierigkeiten finde: er löſet ſie alle ſo richtig, daß ich noch keinen Boden bey ihm habe finden können. Zuverläßig bin ichs auch nicht, ders unternehmen will oder kann, eines Hallers Tiefe zu meſſen. Schwediſch hat er zu Göttingen vom Lector **Roſeen** in Gothenburg gelernt. Alle Reden und Memoriale hat er geleſen, die beym letzten Reichstage in Stockholm gedruckt worden ſind. Des Königs Rede findet er mit vortreflichen, ſchönen und männlichen Gedanken geſchmückt, in den übrigen Reden findet er viele Mäßigung; ich ſehe daraus, ſagte er, daß die, ſo die Feder in den Ständen und Deputationen geführt haben, tüchtige Leute geweſen ſind, und ſogar in der größten Hitze unter den Parteyen viel kühles Blut gehabt haben; er findet die Beredſamkeit in Schweden ſo hoch geſtiegen, als im engliſchen Parlamente. Auch **Ulphilas** hat er geleſen, und daraus gelernt, daß Deutſch und Schwediſch ehemals dieſelbe Sprache geweſen, die ſich nachher abgeſondert, und dieſe einen Theil der Worte, jene einen andern genommen, und beide noch viele gemein haben: viele Worte hat er im Schwediſchen bemerkt, die er im Deutſchen nicht finden können, als Oſt, Käſe, Boſkap, Vieh, pecus. Er glaubt, alle Sprachen kommen urſprünglich von Einer. In der verdorbenen Mundart, die vom gemeinen Mann im Walliſer Lande, wo er ſich

lange

lange aufgehalten hat, geſprochen wird, hat er hebräiſche Worte gefunden, als affare, athmen, ſchnauben, von אף Naſe; eben ſo im Irländiſchen. Die Romane, die er geſchrieben, ſind blos politiſch; es war aber nicht, um Romane zu ſchreiben, noch weniger um über gewiſſe Laſter ſeines Vaterlandes zu ſatyriſiren, daß er ſie ſchrieb, ſondern nur um ſich bey ſchlafloſen Nächten mit ernſthaften Gegenſtänden die Zeit angenehm zu verkürzen. So wurden ſeine Briefe über die Religion an Sonntagen geſchrieben; ſie waren an einen kranken Freund, der an den wichtigſten Wahrheiten zweifelte, aber ſich änderte, und in beſſerer Ueberzeugung ſtarb. In ſeinem Roman Uſong ſchildert er einen Deſpoten, aber einen guten Deſpoten, der der Gottheit gleich alles nach ſeinem unumſchränkten Willen thut, aber nichts als Gutes will; dis ſind die Grundſätze, worin er auferzogen werden muß. Im Alfrid wird ein eingeſchränkter Monarch vorgeſtellt, der ſtets nach den Geſetzen verfahren will, Gutes thut, und die Menſchen unter ſeiner Regierung glücklich macht; dieſer iſt itzt in Göttingen gedruckt, aber noch nicht ausgegeben; ſein Zweck iſt darin geweſen, Hrn. Jean Jaques Contract Social zu widerlegen, worin dieſer ſagt, da der Fürſt ſeine Macht vom Volke erhalten habe, könne dieſes ſie ihm wieder nehmen, ſo bald es ihm beliebe, auch wenn der Fürſt nichts böſes thäte. Ein ſolcher Grundſatz kann einen guten Fürſten böſe und tyranniſch machen, denn er wird das Volk unterdrücken wollen, um ſich in Sicherheit zu ſetzen. Einen dritten Roman, Fabius

und Cato, hat er geſchrieben, der noch nicht gedruckt iſt; hierin ſchildert er eine Republik auf der guten Seite, wie ſie ſeyn ſollte, mit guten wirklich beobachteten Geſetzen, mit einer nicht in Frechheit ausartenden Freyheit. Haller iſt ſehr für eine gute Ariſtokratie, die Demokratie begünſtigt er nicht ſehr. Uns ſagte er einſt: „in Schweden hat man „nun alle Regierungsarten verſucht, wir werden „ſehn, ob dieſe letzte glücken wird; unter einem ſo „guten und weiſen Könige kanns nicht anders als „gut gehen.“ Aber vom Vauxhall in Gothenburg, wovon er neulich in den Zeitungen geleſen hatte, ſchließt er nicht auf Reichthümer, ſondern auf verdorbene Sitten; er haßt den Aufwand, er fürchtet, daß Schweden in Aufwand und Eitelkeit, die die Sitten erniedrigen, ſich einen Umſturz bereite. Er liebt Schweden, er glaubt, daß die Gelehrſamkeit in unſerm Lande blühet; es war uns ſehr lieb, in ſeinem Munde ſo vorzügliche Lobſprüche auf unſern Archiater und Ritter von **Linné** zu hören, andre hatten uns einbilden wollen, er habe die Schwachheit, eiferſüchtig auf ihn zu ſeyn; weg damit, qui invidet, minor: ihm gefällt die Art nicht, wie Hr. **Buffon** und Hr. Adanſon verfahren ſind: „man nehme die Botanik, und die ganze Naturgeſchichte, „wie ſie ums Jahr 1736 war, und wie ſie itzt iſt, „denn wird man,“ ſagte er, „Hrn. **Linnés** Verdienſte ſehen.“ Er ſchätzt den Profeſſor und Ritter **Wallerius** ungemein, er hat deſſen letzte Ausgabe von der Mineralogie geleſen, und findet ſie ſehr gut, nur das Latein ſchmeckt ihm nicht. Hrn.

Ferbers

Ferbers Briefe über Italien hat er geleſen, er rühmt ihn recht ſehr: er findet, daß er in vielen Stücken von Hrn. **Wallerius** Grundſätzen abgehe, z. B. darin, daß der Porphyr aus Volkanen und feuerſpeyenden Bergen entſtehe. Prof. **Bergmanns** Werke giebt er groſſes Lob. Den Secretair und Ritter **Wargentin** ſchätzt er beſonders, zuweilen bekomt er Briefe von ihm. Er ſagt, es ſey ein groſſer Schade, daß Hr. **von Dalin** nicht dazu gekommen, Guſtaf Adolfs, eines ſo groſſen Königs und Helden, Geſchichte zu beſchreiben. Er fragte, ob der Canzleyrath **Schönberg** Hrn. **Dalins** Geſchichte fortſetzt? Den Anfang unſrer Geſchichte findet er fabelhaft und ungewiß, und die Abnahme des Waſſers nicht wohl erwieſen. Er ſprach auch von — — — und hat den ſchwediſchen Merkur mit Vergnügen geleſen. **Buſſers** Beſchreibung von Upſala hat er auch geleſen. Faſt alles ſchwediſche lieſt er, was heraus und ihm zu Händen komt, eben das gilt von italieniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Werken. Kein Wörterbuch hat er in dieſen Sprachen, ſo erſtaunend groß auch ſeine Büchersamlung iſt; er ſelbſt iſt ein lebendiges Wörterbuch, hat ein unglaubliches Gedächtniß, unermeßlich viel geleſen, einen ſcharfen Verſtand und ein gutes Herz: von Wuchs iſt er groß, hoch und ziemlich dick, hat einen groſſen Kopf, rundes volles Geſicht und hohe Stirne, groſſe blaue Augen voll Feuer, ſpricht mit einem freundſchaftlichen Tone, und ſieht lächelnd aus, ſagt oft artige und gedankenreiche Einfälle, kurz, er iſt recht ein groſſer, ſchöner Mann, was man franzöſiſch un bel homme

 nennt:

nennt: er ſitzt allzeit in ſeiner Bibliothek an einem groſſen, länglichen mit Büchern und Papieren belaſteten Tiſche; hier iſts, wo er Fremde annimt.

Ich habe dis Orakel um ein neues herausgekommenes Buch befragt, das ich eben itzt leſe: die Naturgeſchichte Helvetiens in der alten Welt, beſchrieben von Gottlieb Siegmund Grüner, Bern 1773. 8. das mit vieler Wahrſcheinlichkeit behauptet, die ganze Schweiz ſey ehemals eine tiefe See, und deren Ufer die Alpen, der Jura u. ſ. w. geweſen. Haller findet die Beweiſe nicht bündig, weil die Schnecken und Ammonshörner, worauf Hr. Grüner ſeinen Satz ſtützt, in einer weit gröſſern Höhe gefunden werden, als die Höhe des ganzen Berges Jura beträgt; hingegen findet man wiederum die Schnecken niedrig am Jura und faſt mitten am Berge, und die Alpen geben in gleichen parallel und horizontalen Linien nichts, das man dagegen ſetzen könnte; folglich muß man ſchlieſſen, daß wenn es eine See geweſen wäre, die ſo hoch als die Verſteinerungen an den Alpen geſtiegen, ſie den Berg Jura, ganz Frankreich, und noch weit mehr dergleichen überſchwemmt haben müßte. Hat jemand die ſchweizeriſchen Berge wohl unterſucht, ſo iſts Haller: er findet, daß die niedrigſten aus Cos, Sandſtein oder Mollaſſe, welches einerley iſt, beſtehen; die etwas höhern oder mittelmäßigen, als der Jura, ſind Kalkſtein, Marmor, doch nie weiſſer Marmor, dergleichen es in der ganzen Schweiz nicht giebt: Berge von 6000 Fuß hoch, als die Pyrenäen, ſind Schiſtus oder Schiefer: die wahren

Alpen Quarz mit mica gemiſcht. In der ganzen Schweiz iſt nicht das geringſte Merkmal von Volkanen oder feuerſpeyenden Bergen, gleichwohl giebts Porphyre; er glaubt aber auch nicht, daß dieſe Steinart eine Wirkung des Feuers iſt, wie Herr **Cronſtedt** und Hr. **Ferber** ſagen; übrigens weiß er nicht, obs auch dieſelbe Art iſt, von der Hr. **Ferber** ſpricht. Rothen Marmor findet man genug bey Roche, die ganze Stadt iſt davon gebauet, ſo auch Aigle. **Haller** hat eine ganz andre Theorie von der äuſſern Zuſammenſetzung der Erde, als andre. Hrn. **Ferbers** Gedanken findet er ſehr gut, glaubt aber, daß ſein und unſer gemeinſchaftlicher Freund, Hr. **Arduini** in Venedig, darin nicht recht hat, daß er Schiefer zur Grundlage der Berge macht; eben ſo wenig tritt er Hrn. **Ferber** darin bey, daß alle Seen in Geſtalt eines Craters oder Beckens von Volkanen gebildet worden; er glaubt, daß ſie aus Bergen entſtanden, deren Grundlagen durch Ströme und Bäche zerſtört worden, dieſe haben weiche Erde, Thon oder Gips weggeführt, wodurch die ſchweren Berge niedergeſunken ſind, und einen See gebildet haben.

Ich habe **Hallern** die ſchwerſten Zweifel mitgetheilt, die ich mir aus der Beſchaffenheit der Oberfläche der Erde gemacht hatte, um ſie mit unſrer angenommenen Geſchichte der Erde zu vergleichen, denn hier fand ich den Mann, den ich ſo lange gewünſcht; aber bisher vergebens geſucht hatte. Er ſagte mir lächelnd, ſein Geiſt ſey zu einem ſtarken Geiſte zu ſchwach. Er findet, wie ich, diejenigen

Schwierigkeiten die größten, die aus der Naturgeſchichte genommen werden; um ſie zu löſen, glaubt er, daß mehrere Fluthen, wenigſtens zwey, die Erde überſchwemmt haben; doch haben die höchſten Gipfel der höchſten Berge keine Merkzeichen, daß Waſſer da geweſen iſt, gleichwol iſts dreymal höher gegangen, als der Jura: dieſe Flüſſe haben Schnekken von den Antillen nach Europa geführt, als die Strombi, die hoch auf den Eisbergen, wo kein Menſch wohnen konnte, verſteinert gefunden werden. Verſteinerte Schnecken in Kriſtallen auf Bergen beweiſen mehr als eine Fluth, wenigſtens iſt das Waſſer zweymal da geweſen, zuerſt um die Schnecken, und nachher um die Quarztheile hinzuſpülen, die die Kriſtallen bilden. Er glaubt, die Berge ſeyn damals weich oder ein Bolus geweſen, und haben alſo die Schnecken und Fiſche drin veſt werden können. Da man nun Beweiſe hat, daß überall Waſſer geweſen iſt, und daß Menſchen nicht in der Kälte, die auf den Spitzen der höchſten Berge iſt, haben leben können, auch überdem daſelbſt nichts zu ihrem Unterhalt geweſen wäre, ſo iſt die nothwendige Folge, daß ſie von Gott geſchaffen ſind: ein neuer und ſtarker Grund gegen diejenigen, welche behaupten, die Menſchen ſowol als alle andere Geſchöpfe wären von jeher auf dem Erdboden geweſen, und eine unendliche Reihe von Urſachen annehmen; dieſer Beweis hauet die Kette ab, und macht nur Gott zum erſten Gliede. **Moſes** ſelbſt ſetzt zwey groſſe Fluthen veſt, eine in der Schöpfungsgeſchichte, die andere zu **Noahs** Zeit.

Haller

Haller glaubt, die Welt ſey lange vorher geſchaffen, und der Menſch lange nachher hineingeſetzt. Was die 6 Tage anbetrift, ſo muß man nach Hallers Gedanken unter Tag einen langen Zeitraum, vieleicht 1000 Jahre verſtehen: eine Meynung, die auch der Profeſſor der Theologie **Vernet** in ſeiner Schrift Commentatio de Ortu Mundi juxta *Moſen*, Genevae 1770. 8. vertheidiget hat; wäre es nur ein Tag geweſen, ſo würden die Thiere alle Pflanzen aufgezehrt haben, die noch klein geweſen wären, und nicht Zeit gehabt hätten zu wachſen, die fleiſchfreſſenden Thiere würden mit den andern bald zu Ende gekommen ſeyn u. ſ. w. Ich fragte ihn, wie er die übrigen Erſcheinungen auf der Erdrinde erkläre, wenn die Wirkungen von Feuer und Waſſer zeigen, daß ſie mit einander abgewechſelt haben, daß eine von dem einem Elemente erzeugte Lage mit einer vom andern erzeugten abwechſelt, und ſie über und um einander liegen? Er glaubt nicht, daß Feuer überall geweſen, denn man findet es faſt nie mitten auf dem veſten Lande, ſondern allemal an den Küſten des Meers, und auf Inſeln. Um die genannten Erſcheinungen zu erklären, nahm er die Inſel Iſchia, nicht weit von Neapel, zum Beyſpiele: ſie iſt von einem Volkan entſtanden, der nun aufgehört hat: was hindert, daß nicht die See aufſteigen und ſie überſchwemmen könnte, oder daß nicht die Inſel vermöge ihrer Schwere ins Meer niederſinken, und Schnecken, Fiſche u. dgl. darauf kommen, und nachher ein andrer Volkan ſie wieder in die Höhe treiben könnte? Die Inſeln Santorini im

Archipelag ſind auf dieſe Art durch einen Volkan heraufgetrieben worden, eine iſt nachher ertrunken, komt ſie nun wieder auf, ſo ſollte man glauben, ſie ſey älter als die andre, und zwar wegen der Spuren von Feuer, und dann von Erde, auch daß ſie vorher bewohnt geweſen, abermals ertrunken und mit Schnecken wieder heraufgekommen, u. ſ. w.

Doch es würde zu viel, wenn ich unſere Geſpräche in allen den koſtbaren Stunden, die wir von einem ſolchen Manne genieſſen, anführen wollte. Er ſchreibt alle Artikel zur Phyſiologie und Anatomie in der Encyclopedie, die zu Yverdon in Quart gedruckt wird, worüber Hr. Felice Fontana, ein Italiener, die Aufſicht hat, und ſich dadurch reich macht: 24 Bände ſind ſchon gedruckt, und man iſt erſt am Buchſtaben I. Haller fieng nicht eher an, Artikel einzuſenden, als mit dem Buchſtaben F. Vorher hatte er verſchiedene Artikel für die Pariſer Encyclopedie geſchrieben, die itzt in Genf gedruckt wird, für die Supplemente nemlich; auſſerdem hatte er alle zur Naturgeſchichte gehörige Artikel verbeſſert, die ſo ſehr fehlerhaft in der erſten Ausgabe waren; allein da man ſich unterſtand, oft ſeine Gedanken zu ändern, beſonders, wenn man etwas von der Religion darin fand, ſo hörte er auf, mehr einzuſenden, weil Haller weder gottesvergeſſen denken noch ſchreiben kann; doch hatte er bis zum F. in den Supplementen geſchrieben: wer alſo Hallers Gedanken vom A bis zum F haben will, muß die Genfer Ausgabe in Folio, von da an die Yverdoner leſen. Itzt läßt er Briefe von Gelehrten an ihn

drucken, 2 Bände ſind ſchon unter dem Titel her=
ausgekommen: Epiſtolarum ab eruditis Viris ad *Hallerum* ſcriptarum. Pars I. Latinae. Vol. I. Epiſtolae CXCIV, ſcriptae ab Anno 1727. usque ad Annum 1739. Bernae 1773. Sumtibus Societatis typographicae. in 8. Dieſer Band iſt dem berühmten Profeſſor **Gaubius** in Leiden zugeſchrieben: es ſind verſchiedene von dem berühmten Hrn. **von Linné**, einer von **Boerhave**, verſchiedene von Hrn. **Roſeen** und Hrn. **Bäck** drunter. Alle Briefe werden 12 Bände ausmachen, die erſten 6 ſollen die lateiniſchen, und die folgenden 6 die deutſchen, engliſchen, ſchwediſchen, franzöſiſchen und italieniſchen enthalten. Mancher mögte nicht zufrieden ſeyn, ſeine Briefe ans Tageslicht kommen zu ſehen, allein **Haller** hat das, was gewiſſe Perſonen und Privatſachen angeht, ausgelaſſen. **Hallers** Arbeiten, Gedichte, Flora Alpica und Helvetica, Phyſiologie, Anatomie u. ſ. w. ſind zu weltbekannt, um hier als Neuigkeiten genannt zu werden. **Hallers** Leben von Dr. **Zimmermann**, dem Verfaſſer des Nationalſtolzes, geſchrieben, haben Sie gewiß ſchon geleſen; mich hats mehr als einmal verdroſſen, daß ein **Linné** noch nicht ſeinen **Zimmermann** in Schweden, wie Hr. **von Haller** den ſeinigen in der Schweiz gefunden hat: doch das wird kommen.

Soll ich von Hrn. **von Hallers** mannigfacher und grundloſer Gelehrſamkeit noch mehr ſagen? Ich glaube, Sie ſehen es lieber, daß ich als Anekdoten einige von ſeinen perſönlichen Umſtänden, die mehr oder weniger bekannt ſind, berühre. **Haller** iſt zu

groß,

groß, um von Lilliputern geſehn, erkannt und geliebt zu werden: er komt mir vor als zu hoch auf einen Berg oder in die Wolken geſtellt, um ohne Fernrohr geſehen zu werden; hätten auch einige Augen, die dazu gemacht wären, ſo würden ſie doch einen ſo wahrheitsliebendenden Mann, der nicht zu ſchmeicheln, nicht Hofmann zu ſeyn weiß, der, wüßte ers auch, es doch nie wollte, — ſo ſehr liegt ihm die Wahrheit am Herzen — nicht widerkennen wollen. Er iſt Mitglied des groſſen Raths, ſeitdem er im Jahr 1753 von Göttingen gekommen; er iſt mehreremale auf dem Vorſchlage geweſen, Mitglied des kleinern Raths zu werden, allein es ſey Schickſal oder Undankbarkeit ſeiner Landsleute gegen einen ſo groſſen unter ihnen gebornen Propheten, oder beide zugleich ihm zuwider geweſen, genug er iſt, was er allzeit geweſen, ein groſſer Mann im Groſſen, aber nicht im kleinen Rathe. Gleichwol iſt er Landvogt, auch Director der Salzwerke geweſen; dieſen Titel giebt man ihm gemeiniglich hier. Ich erinnere mich, was der Graf von Firmian in Mayland uns einſt ſagte, Bern müßte wol die glücklichſte Stadt in der Welt ſeyn, denn ſie habe 27 Männer gröſſer als Haller. Ich ſagte dieſen Einfall Se. Excellenz dem Grafen von Erlach, itzt regierendem Schultheiſſen, als wir neulich bey ihm zum Eſſen gebeten waren: er lachte herzlich dazu, und ſagte, niemand könne Hallern mehr ſchätzen als er, er habe ihn auch oft in Vorſchlag gebracht; allein es hat nicht glücken wollen, und der Graf hat oft Verdruß gehabt, daß er einen

nen ſo verdienten Mann höher bringen wollen. Ich ſprach von allem dieſen mit Hallern ſelbſt; er ſagte, vormals habe er wol in den kleinen Rath zu kommen gewünſcht, und das um ſeiner Kinder und Familie willen, die einen Glanz dadurch würde erhalten haben, itzt aber wolle er nicht, weil er alsdann den Gehalt, den er von Göttingen als beſtändiger Präſes der königlichen Geſellſchaft hat und andere Vortheile verlieren würde, indem hier ein Geſetz iſt, daß keiner in dem kleinen Rathe einigen Gehalt von einer auswärtigen Macht oder ſonſtwoher haben darf. Man hat Hrn. von Haller ſchon längſt angeboten, Kanzler in Göttingen nach **Mosheim** zu werden, allein er hat nicht gewollt; auch hat er den Ruf gehabt, Kanzler in Halle nach dem Freyherrn von **Wolf** zu werden; noch einen Ruf hat er nach England gehabt, aber alles ausgeſchlagen; ſo bekannt und geſchätzt iſt er auswärts überall. Er iſt beſtändiger Präſes der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen, und hat ſeinen jährlichen Gehalt von dort, wie ich ſchon geſagt; er ſchickt viele Abhandlungen und Aufſätze an die Geſellſchaft, neulich hat er eine Schrift hingeſchickt, worin er ſeinen und unſern gemeinſchaftlichen Freund Hrn. Guettard in Paris, wegen ſeines Syſtems von den Schweizergebürgen widerlegt; ſonſt ſchätzt er ihn ungemein hoch. Von Hrn. Guettard habe ich Ihnen, wie ich meyne, vorhin von Rom aus geſchrieben, als wir täglich dort zuſammen umgiengen; er reiſete auf Anordnung und Koſten der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris.

Es

Es iſt ſchlechterdings falſch, daß Haller Göttingen aus Noſtalgie, Heimſucht, Schweizerkrankheit, oder wie mans nennen will, ſo plötzlich verlaſſen, wie man ſo zuverſichtlich als unwahr in einem guten Theile von Europa verbreitet hat; man hätte ſagen ſollen, man vermuthe es, denn die wahre Urſach war eine Heimlichkeit, die ſich itzt wol ſagen läßt. Ein gewiſſer Graf T⸗⸗⸗i verliebte ſich ſterblich in Hallers Tochter, die ſchon mit Hrn. Jenner hier in Bern verlobt war. Die Leidenſchaft wurde ſo heftig, daß Haller für die Folgen zu fürchten anfieng, denn der Liebhaber hatte im Sinn, die Tochter zu entführen. Hr. von Haller hielt die Sache geheim, denn dis war das einzige Mittel wegzukommen, und reiſete um 10 Uhr Abends von Göttingen; ſchrieb nachher unterwegens an Hrn. von Münchhauſen, und meldete ihm die ganze Begebenheit, denn er wollte den jungen Grafen nicht in Verhaft nehmen laſſen, weil dis der Univerſität würde Schaden gethan haben. Es iſt zu merken, daß Haller demohngeachtet nach Bern, wo er ſchon zum Mitglied im groſſen Rath erwählt war, zurückreiſen wollte, auch ſchon des Königs und Hrn. von Münchhauſens Erlaubniß hatte, allein dieſer Umſtand beſchleunigte ſeine Abreiſe, und machte, daß er um ſie zu verdecken, nicht eher als unterwegens durch Briefe Abſchied nahm. Sonſt hat Haller von der Noſtalgie viele ſeltene Anmerkungen für die Encyclopedie in Yverdon geſchrieben.

Ich fragte Hallern, woher die häßlichen Gewächſe, die Kröpfe, kämen? Seine Antwort war,

er

er wiſſe es nicht; ſo groß iſt ſeine Beſcheidenheit. Ich beluſtigte mich mit dem Gedanken: jeder Bauer, jedes alte Weib in Savoyen, jeder Poſtknecht glaubt, er wiſſe die Urſach; ein Haller, der ſo viel weiß, als je ein Menſch wiſſen kann, weiß ſie nicht. Ich habe Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß der obenhinverſtändige allzeit mehr zu wiſſen glaubt, als der gründliche. Ein Schiffer im Mälar pralt mit ſeinen Einſichten in die Schiffahrt, wenn ein Oſtindienfahrer ſchweigt. Woher dis? Der eine weiß, daß das Weltmeer keine Gränzen hat, er hat gelernt, daß die Schiffahrt, wie alle andre Wiſſenſchaften, die Schranken des menſchlichen Verſtandes überſteigt, und man darin, wie in jedem andern, nicht alles wiſſen kann; der andre weiß, daß die Ufer des Sees nicht weit von einander ſind, es iſt wenig, was er weiß, aber er hält ſein weniges für alles, und iſt in dem Gedanken mit ſich ſelbſt vergnügt, denn alle die Schwierigkeiten unbekanter Klippen, das Abweichen der Magnetnadel, die Ungewißheit der Länge, ja daß es ein Weltmeer, einen unendlichen Raum, eine unendliche Tiefe giebt, das weiß er nicht. Haller geſtand ſeine Unwiſſenheit aufrichtig, doch hat er bemerkt, daß man die Kröpfe meiſtens an bergichten Orten findet, wie auch auf den Bergen in Macedonien, die ein Fortgang der Alpen ſind; er hat ſie auf Stellen, ſowol hier in der Schweiz als anderswo gefunden, wo das Waſſer gut iſt, glaubt alſo nicht daß die Schuld am Waſſer liege. Hier in Bern ſieht man ſie ſelten. Die ihrer los ſeyn wollen,

reiſen

reiſen aufs flache Land, oder auch nach der See⸗küſte, wie nach Marſeille, und wohnen dort, da ſie dann mit der Zeit von ſelbſt weggehen; das ſalzige Seewaſſer und die Seeluft thun dazu, ſie wegzu⸗ſchaffen. Die größten Kröpfe findet man an den Cretins in Wallis: man nennet dort einige närri⸗ſche Menſchen Cretins, vor denen man recht wie bey den Türken eine beſondere Ehrerbietung hat, als wenns Heilige wären; ich glaube das Wort iſt von Chretiens gemacht; man hat eine abergläubi⸗ſche Vorſorge für ſie, füttert ſie wohl, und giebt ihnen alles was ſie verlangen; eine Familie, die einen ſolchen Narren hat, rechnet ſich für glücklich; ihre Anzahl, ſo wie die der Kröpfigen, iſt dort un⸗beſchreiblich groß. Sie ſehn hieraus, daß Hrn. von Hallers Unwiſſenheit aus Vielwiſſenheit ent⸗ſteht, und man von ihm auch in dem lernt, worin er ſich ſelbſt als unwiſſend angiebt. Ich finde, daß die Alten eben wie Hr. von Haller der Natur bey den Bergbewohnern dieſe groſſen und ſcheußlichen Auswüchſe am Halſe zugeſchrieben haben, die auf italiäniſch Gozzi heiſſen, nicht, wie viele geſagt ha⸗ben Scrofule; dieſe letzteren ſind die ſo bekannten Ecrouelles, Halsdrüſen, eine Krankheit, die gewiſſe Könige bey ihrer Krönung durchs bloſſe Anrühren ſollen heilen können. Juvenal ſahe die Kröpfe bey den Alpenbewohnern als eine ganz gewöhnliche und natürliche Sache an, wie die blauen Augen bey den Deutſchen, wenn er Sat. XIII. 162. ſingt *).

Quis

*) S. S. 70.

Quis tumidum guttur miratur in Alpibus.

Er ſchließt damit, daß er die Urſach ſagt, warum niemand dergleichen bewundert, nemlich, weils eine gewöhnliche Sache, und die Natur daſelbſt ſich bey allen gleich ſey:

Nempe quod haec illis natura eſt omnibus una.

Haller hält nichts davon, wenn Gelehrte ſich einander zerfleiſchen, Streitigkeiten liebt er nicht, er hat nie jemand angegriffen, auch niemals gegen jemand auf andere Art geſchrieben, als daß er das, was er in dieſer oder jener Sache denkt, höflich und gelehrt zugleich ſagt; zwey Eigenſchaften die ſehr wohl zugleich zuſammen ſeyn können, und allzeit ſeyn ſollten, und woran ich eine wahre Wiſſenſchaft erkenne; dieſer Thermometer hat mir nie fehlgeſchlagen, wie im Gegentheil dergleichen gelehrter Witz, den alle andere Menſchen Grobheit nennen, ein ſichrer Barometer zur Schwere des Geiſtes, der ſich zu ihm herabläßt, und ein Anzeiger iſt, daß bey ihm nicht viel mehr Bücherverſtand als Menſchenverſtand vorräthig ſeyn muß. Haller deucht ſelbſt, daß Prof. Caldani dem groſſen Morgagni in Padua, der gegen Hallern geſchrieben, ziemlich hart behandelt, ungeachtet Caldani Hallers Partey genommen hat. Ich rathe, daß Sie gern wiſſen mögten, in welchem Verhältniſſe Haller gegen ſeinen Nachbarn Hrn. v. Voltaire ſteht: ich will Ihnen kurz ſagen, daß Voltaire Haller und ſeine gründliche Gelehrſamkeit eben ſo ſehr fürchtet, als ihn vor Pirons Einfällen in Paris

ris bange war, deswegen er ſeiner Geſellſchaft aus dem Wege gieng. Eine Anecdote, die beide caracteriſirt, ſollte ich hier anführen, wenn dieſer Brief nicht ſchon zu lang wäre; aber ein Haller iſt unerſchöpflich, und es iſt meinem Herzen ſelbſt eine wahre Freude, Sie mit ihm zu unterhalten.

Ich habe Haller nicht Baron (*) genannt, wie man ihn überall, auch der Oberſte von Stahl in ſeinen Briefen, ausgenommen in der Schweiz, nennt. Denn hier iſt ein Geſetz, daß keiner im Rathe ſeyn, und zugleich adlichen Namen oder adliches Wapen, wenn ers von fremden Mächten erhalten hat, brauchen darf; doch im Handel und Briefwechſel mit Ausländern braucht man es frey; ſo hat Hr. von Haller ſein adliches Schildzeichen auf dem Empfehlungsſchreiben gebraucht, das er uns an den Hofrath Heyne in Göttingen gegeben. Ich habe vergeſſen, Haller zu fragen, obs der Kaiſer oder der König von England iſt, der ihn zum Freyherrn gemacht hat, gleichviel, er iſt gröſſer als alle Titel, und weit über dergleichen Kleinigkeiten hinaus, die in unſere Unterhaltungen mit einander ſich nicht einmiſchen konnten. Es iſt leicht, einen Haller zum Baron, aber nicht leicht einen Baron zum Haller zu machen. Ich erinnere mich, daß König Franz I. von Frankreich den Tod Leonardo da Vinci's unbeſchreiblich bedauert hat; als ver-

(*) Die freyherrliche Würde hat Herr von Haller eigentlich nie gehabt. A. d. U.

verſchiedene blaue Bänder, die eben zugegen waren, den König zu tröſten ſuchten, und ihm ſagten, er müſſe ſich um einen ſo kleinen Mann nicht ſo ſehr grämen u. dgl., antwortete der König: Blaue Bänder und Prinzen dazu kann ich in einem Tage zwölf machen, aber einen **Leonardo da Vinci** kann nur der allmächtige Gott machen, und er macht in jedem Jahrhunderte kaum einen.

Nachſchrift. Es wird Ihnen nicht gefallen, daß ich ein Wort von einer Anekdote habe fallen laſſen, die ſo merkwürdige Männer als **Haller** und Hr. von **Voltaire** caracteriſirt, ohne ſie anzuführen; und da ich zu meinem Briefe aus Ferney von **Voltaire** eine ſo lange Nachſchrift gemacht habe, ſo gebührt ſichs auch, daß ich itzt aus Bern eine Nachſchrift von **Haller** mache. Die Sache iſt die, daß Hr. von **Voltaire** 1759 einen Brief an Hrn. **Haller**, damals Landvogt in Aigle und Director der Salzwerke, ſchrieb, der ſo lautete:

Voici, Monſieur, un petit Certificat, qui peut ſervir à faire connoitre ce *Graſſet*, pour lequel on demande Votre protection. Ce malheureux a imprimé à Lauſanne un Libelle abominable contre les moeurs, contre la Religion, contre la paix des particuliers, contre le bon ordre. Il eſt digne

 d'un

d'un homme de Votre probité et de Vos grands talens de refuſer à un ſcélérat une protection, qui honoreroit des gens de bien. J'oſe compter ſur Vos bons offices ainſi que ſur Votre équité. Pardonnez à ce chiffon de papier, qui n'eſt pas conforme aux uſages Allemans, mais il l'eſt à la franchiſe d'un Francois, qui Vous eſtime et qui Vous révère plus qu' aucun Allemand. Un nommé *Verleche* où *Lerveche*, cidevant Précepteur de Mr. *Conſtant*, eſt l'Auteur d'un Libelle ſur feu *Saurin*; il eſt Miniſtre dans un village, je ne ſcais ou près de Lauſanne. Il m'a écrit 2 ou 3 Lettres anonymes ſous Votre nom. Tous ces gens là ſont des miſérables, qui ſont bien indignes qu'un homme de Votre mérite ſoit ſeulement ſollicité en leur faveur. Je ſaiſis cette occaſion de Vous aſſurer de l'eſtime et du reſpect avec lesquels je ſerai toute ma vie

Monſieur,

A Tournay au pais de Gex par Genève 13. Fev. 1759.

Votre trèshumble et très obéiſſant ſerviteur *Voltaire*, Gentilhomme ordinaire de la Chambre du Roy, Comte de Tournay,

Miſ

Mit dem erwähnten Certificat wollte er beweiſen, daß Graſſet, der gegenwärtig ein reicher Buchführer in Lauſanne iſt, in ſeiner Jugend bey ſeinem Hausherrn gemauſet hätte. Leſen Sie unſers Hallers Antwort auf vorhergehenden Brief:

J'ai été veritablement affligé de la Lettre dont Vous venez de m' honorer, Monſieur. Quoi! j'admirerai un homme riche, indépendant, maitre du choix des meilleures Sociétés, également applaudi par les Rois et par le Public, aſſuré de l'immortalité de ſon nom; et je verrai cet homme perdre le repos pour prouver qu'un tel a fait des vols, et qu'un autre n'eſt pas convaincu d'en avoir fait?

Il faut bien que la Providence veuille tenir la balance égale, pour tous les humains. Elle Vous a comblé de biens; Elle Vous a accablé de gloire; mais il Vous falloit du malheur; Elle a trouvé l'equilibre en Vous rendant ſenſible. Les perſonnes, dont Vous Vous plaignez, perdroient bien peu en perdant ce que Vous apellez la protection d'un homme caché dans un coin du monde et charmé d'être

ſans influence et ſans liaiſons. Les Loix ont ſeules ici le droit de protéger et le Citoyen et le Sujet. Mr. *Graſſet*, eſt chargé des affaires de mon Libraire. J'ai vû Mr. *Lerèche* chez un exilé que j'ai viſité quelques fois depuis la diſgrace, et qui a paſſé ſes dernieres heures avec ce Miniſtre. Si l'un ou l'autre a mis mon nom ſous des anonymes, s' il a laiſſé croire que nos rélations ſont plus intimes, il aura vis à vis de moi des torts, que Vous reſſentez avec trop d'amitié. Si les ſouhaits avoient du pouvoir, j'ajouterois aux bienfaits du Deſtin; je Vous donnerai de la tranquillité qui fuit devant le génie, qui ne le vaut pas par rapport à la Société, mais qui vaut bien davantage par raport à nous mêmes. Des-lors l'homme le plus célèbre de l'Europe feroit auſſi le plus heureux.

Je ſuis avec l'admiration la plus parfaite,

Monſieur

A Roche ce 17 Fevrier 1759.

Votre trèshumble et très-obéiſſant ſerviteur

Haller.

Dieſe

Dieſe Briefe reden für ſich ſelbſt: Betrachtungen für Sie darf ich nicht drüber machen. Sie allein beweiſen, hätte man auch nicht ſo viele andere Beweiſe, wie wenig dieſe beiden in ihrer Art unſterblichen Männer mit einander verglichen werden können: der eine oberflächig, der andre gründlich: jener Dichter in allem, dichtet und mahlt überall, dieſer, beides Dichter und Weltweiſe, liebt überall Wahrheit und Tugend; jener ſpricht von Duldung, iſt aber ſelbſt unduldend gegen Gott und Menſchen, dieſer übt beides, Moral und Chriſtenthum; jener reißt ein, dieſer bauet; jener vermehrt die Maſſe der Erdichtungen und Irrthümer, dieſer der Wahrheiten u. ſ. w.

Doch es wird Ihnen angenehmer ſeyn, wenn ich, nach einem ſo langen Briefe vom Baron Haller, das übrige auf dieſer Seite mit einer merkwürdigen Anekdote von ihm ausfülle, die mir einer ſeiner vertrauten Freunde erzählt hat. Haller hatte Zweifel gegen die Religion, behielt ſie aber ohne das geringſte Geräuſch, wie nur die kleinen Geiſter davon zu machen pflegen, für ſich. Einige ſeiner Freunde, die es gemerkt hatten, legten ihm ganz unvermerkt verſchiedene engliſche Bücher vor, die er nahm und las: denn ſie wußten genug, daß er nie ein neues Buch ſieht, ohne ſo viel darin zu leſen, bis ers kennt. Dis Leſen gab ihm Anleitung, die Bibel ſowol

griechiſch

griechiſch als hebräiſch, nebſt den beſten Erklärungen zu leſen. Sein Bruder trift ihn einſt zu ſeiner größten Verwunderung im Bibelleſen. Hr. Haller antwortet, es reue ihn ſehr, daß er ein ſo gutes Buch, das ſo nützlich und nöthig wäre, nicht vorher geleſen und betrachtet hätte: ſo ſehr man es auch zu verkleinern, und ſo viel man darauf zu ſagen verſucht hätte, finde ers dennoch göttlich.

Ende der erſten Abtheilung des dritten Bandes.

Anmerkungen

zum erſten Hefte

des dritten Bandes.

Zum Erſten Briefe.

S. 6. Z. 6.

Sardinien iſt ſeitdem durch einige neuere hiſtoriſche Werke über dieſe Inſel etwas bekanter geworden. Die Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere des Landes hat ein ungenanter Verfaſſer unter dem Titel: I Quadrupedi di Sardegna. Saſſari 1775 in 8. beſchrieben. Hier findet man insbeſondre umſtändliche Nachrichten von dem Sardinien eignen Muffelthiere, das zu den Wiederkäuenden gehört. Schädliche und gefährliche Thiere hat Sardinien faſt gar nicht, keine Bären, Wölfe, Marder, Jltiſſe, Maulwürfe, ſogar Ratzen und Mäuſe ſind ſelten. Eben dieſer Schriftſteller hat ferner nach eben der Methode die Vögel beſchrieben: Gli Uccelli di Sardegna. Saſſari 1776. 8.

Hr. Gemelli, Profeſſor zu Saſſari, hat 1776 zu Turin Rifiorimento della Sardegna propoſto drucken laſſen, ein Werk, worin er den Verfall des Ackerbaues auf der Inſel zeigt, und Mittel zu deſſen Verbeſſerung angiebt.

Beſonders iſt die Geſchichte von Sardinien in den letzteren Jahren bearbeitet worden. Der Abt Cambiagi, ein junger Gelehrter, Verfaſſer der Geſchichte von Corſika, ſchreibt ſie unter dem Titel: Iſtoria del Regno di Sardegna, wovon der erſte Theil von den älteſten Zeiten an bis aufs Jahr 1257 zu Florenz in 8. herausgekommen iſt.

Eine

Eine noch umſtändlichere und genauere Geſchichte von dieſem Lande hat Herr Gazani, Staatsſekretär für die Angelegenheiten des Königreichs Sardinien, herausgegeben. La Storia della Sardegna, ſcritta dal' Avocato *Michele Antonio Gazano*, Segretario di Stato per gli affari dello ſteſſo regno. Cagliari 1777. in 2 Quartbänden. Der erſte geht bis auf die zwiſchen den Piſanern und Genueſern im 13ten Jahrhunderte geführten Kriege; der zweyte bis auf die Unterwerfung der Inſel unter das Haus Savoyen im Jahre 1720.

Von den Buchdruckereyen auf Sardinien findet man in dem 1778. zu Cagliari von Herrn Vernazza herausgegebenen Werke von den Buchdruckereyen in den Staaten des Königs von Sardinien ſeit der Erfindung dieſer Kunſt Nachrichten.

S. 10. Z. 23.

Den öffentlichen Nachrichten zufolge iſt dis den Rechten der Menſchheit ſo nachtheilige Recht der Freyſtätte durch ganz Italien und ſogar im Kirchenſtaat ſeit 1778 durch eine päbſtliche Verordnung aufgehoben.

Zum 4ten Briefe.

S. 65. Z. 26.

Von dem Erfolge der von Hrn. Sauſſure und dem Abt Toaldo in Venedig gemachten Verſuche mit den Blitzableitern findet man in des lezteren

teren Werke: Dei conduttori per preſervare gli edifizi da fulmini. Venedig 1778. umſtändliche Nachricht. Es enthält eine Samlung von verſchiedenen über dieſen Gegenſtand geſchriebenen Abhandlungen, gröſtentheils von Hrn. Toaldo, ſelbſt auch von Hrn. de Sauſſure und Hrn. Franklin.

Zum 5ten Briefe.

S. 77. Z. 23.

Hrn. Bourrits Werk iſt 1776 in Lauſanne unter dem weitläuftigen Titel gedruckt: Déſcription des aſpects du Montblanc du côté de la Val d'Aoſte, des Glacieres qui en deſcendent, de l'allée blanche, de Cormayeur, des morons ou crêtins, du grand S. Bernard, des reſervoirs immenſes d'eau au milieu des glaces, et de la découverte de Moutone par *Marc Theodore Bourrit*, Chartre de la Cathedrale de Geneve. In groß Oktav.

Zum 10ten Briefe.

S. 155. Z. 17.

Von den deutſchen Briefen gelehrter Männer an den Hrn. von Haller, iſt 1777 zu Bern das erſte Hundert herausgegeben.

S. 168. Z. 9.

Auf dieſen unſterblichen Gelehrten ſind ſchon im vorigen Jahre in der Schweiz zwey Lobſchriften erſchienen. Eloge hiſtorique d' *Albert de Haller*,

iſt

iſt vom Hrn. Senebier, der ſich doch nicht genant hat. Es iſt auch ins Deutſche überſetzt. Die andere: Lobrede auf Hrn. von Haller vom Herrn von Balthaſar, Baſel 1778. enthält viele Nachrichten von Hallers öffentlichen Geſchäften und ſeinen Verdienſten um die Republik.

Hallers unvergleichliche Bibliothek hat wie die Voltairiſche völlig ein ſo würdiges Schickſal, wie es von ſolchen Geiſtern gemachte und hinterlaſſene Samlungen verdienen. Jene hat Joſeph II. für 2000 Louisdor, und dieſe Katharina II. für 150000 Livres gekauft. Welche von beyden ſo legalen Errungenſchaften mag die vorzüglichſte ſeyn?

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Björnståhl, Jacob Jonas, / Groskurd, Just Ernst, / Groskurd, Christian Heinrich,

Jacob Jonas Björnståhl Professors der Philosophie zu Upsala Briefe auf seinen ausländischen Reisen an den Königlichen Bibliothekar C. C. Gjörwell in Stockholm
Bd.: Bd. 3

Stralsund 1779

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.4(3#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448708-1
VD18 8035050X-001